...trägt:

	gegen Voraus- bezahlung	13 M. 50 ₰
		7 M. — ₰
		4 M. — ₰
		1 M. 50 ₰
	......	— M. 6 ₰

... die fr... ...glichen Bücher besteht ein besonder... ... und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein gan...	gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes ...h		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	......	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die
Schloßfrau von Dromnitz.

Roman

von

Moritz von Reichenbach. [= Ps. für Valesca Gräfin Bethusy-Huc.]

Zweite Auflage.

Erster Band.

[1882]

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart.

I.

Das war Schloß Dromnitz.

Die großen Fenster der reichverschnörkelten Fassade blickten auf die altfranzösischen, sauber gehaltenen Gartenanlagen mit ihren verschnittenen Buchengängen und Taxuspyramiden herab, und die Faunköpfe über den Fensterwölbungen schienen verwundert Grimassen zu schneiden und die Ohren zu spitzen, wenn der langgezogene Pfiff, mit welchem das moderne Eisenbahnungethüm seine Nähe ankündigt, von fernher zu ihnen herüberklang. Die Eisenbahn gehörte nicht in das Reich der Taxushecken, aber der Schienenweg führte dicht an der Gartengrenze vorüber, und es war ein unerhörter Eingriff in die Rechte des alten Grafengeschlechtes der Raubachs, welcher der von Jedermann benützten Eisenbahn gestattete, ihren Weg mitten durch die Familienbesitzungen zu ziehen, so daß es neugierigen Aller-

weltsaugen möglich war, sogar bis in den Garten von Dromnitz hineinzublicken.

Doch die Faunköpfe waren die einzigen Repräsentanten dieser Ansicht, seit der alte Graf Raubach sein stolzes Schloß mit dem Erbbegräbniß unter den Steinfliesen der Kapelle vertauscht hatte. Seitdem war überhaupt Vieles in Dromnitz verändert worden.

Der Schwarm von Dienern, welche einander im Wege standen, und sich doch so geräuschlos und mit den Mienen eifriger, stummer Dienstbarkeit aus dem Wege zu gehen wußten, war verschwunden; ein Theil der sonst stets geöffneten langen Reihe von Prunkzimmern war geschlossen, die Hälfte des ebenso prächtigen als kostspieligen Marstalles war abgeschafft worden. Hätten die Faunköpfe ein Wort darein reden können, sie würden das eine „demokratische, bürgerliche Wirthschaft" gescholten haben. Und doch war Der, welcher all' diese Aenderungen in's Leben gerufen hatte, ein Raubach, der rechte Sohn und Erbe des alten Grafen, und da er nicht lange Zeit gehabt hatte, sich seiner Neuerungen zu freuen, so war es jetzt seine Wittwe, welche in seinem Sinn für ihren Sohn weiter wirthschaftete. In seinem Sinn — das hieß ganz gegen den Geschmack des alten Grafen Raubach und der Faunköpfe. Daß

Vater und Sohn aber so verschiedenen Sinnes waren, hatte folgende Bewandtniß.

Graf Raubach hatte zwei Söhne gehabt, von denen der ältere nach den Familienbestimmungen der Erbe seiner Besitzungen und seines Vermögens, und nach seinem Herzen der erklärte Liebling seines Vaters war; was Wunder, daß man da den jüngeren anfangs übersah, und später, als man bemerkte, daß er anfing seinen eigenen Weg zu gehen, tadelte und wieder tadelte? Graf Arthur aber hatte, wenn er auch von den hergebrachten Ansichten der Raubachs in vielen Stücken abwich, doch den ganzen Stolz und unbeugsamen Trotz seines Geschlechtes geerbt, und als man nach dem plötzlich erfolgten Tode seines älteren Bruders es für nöthig fand, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen, da entdeckte man, daß der nunmehrige Erbe der neuen, freieren Zeitströmung in einem Maße huldigte, das für einen Raubach ganz unerhört war. Ansichten aber, die mit gleicher Leidenschaftlichkeit angegriffen und vertheidigt werden, pflegen sich bei diesem Verfahren weder zu ändern, noch ihren Angreifern oder Vertheidigern das Leben angenehmer zu machen. Graf Raubach und sein Sohn standen sich von Jahr zu Jahr schroffer gegenüber, und als der Letztere sich endlich gegen den

Willen seines Vaters mit der Tochter eines höheren Beamten von jungem Adel verheirathete, da war der völlige Bruch unvermeidlich. Das Ende vieler, höchst unerquicklicher Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn war, daß Graf Arthur sich eines Tages mit seiner jungen Frau nach Amerika einschiffte und sich dort, in völliger Unabhängigkeit von seinem Vater, ein Heim gründete.

Der alte Graf drohte den Sohn zu enterben; aber es war ihm wohl nicht Ernst mit diesem Vorsatz, dessen Ausführung er von Jahr zu Jahr hinausschob, bis der Tod sie ihm unmöglich machte. Graf Arthur kehrte nun als unbestrittener Majoratserbe mit Frau und Kind zurück, aber die Erinnerung an seinen Vater, der unversöhnt mit ihm gestorben war, lag wie ein dunkler Schatten auf seinem Leben. Er kränkelte von seiner Rückkehr an, und wenige Jahre nach seinem Vater nahm auch er seinen stillen Platz unter den Fliesen der Grabkapelle ein. Und so war es gekommen, daß der jüngste Erbe der Raubachs nicht, wie die Sitte es erheischte, im alten Schloß von Dromnitz, sondern als ein Bürger Amerikas das Licht der Welt erblickt hatte, und daß die schlanke Frauengestalt im dunklen Wittwenkleide, welche jetzt den Kiesweg zwischen den Taxuspyramiden

daherkam, augenblicklich die Herrin von Dromnitz war. Mädchenhaft zart und jugendlich sah sie aus, viel jünger als sie in der That war, und wie sie so den Kopf ein wenig nach vorn geneigt und die Augen wie in Nachsinnen verloren auf den Kies des Weges geheftet daherschritt, konnte der Gedanke wunderlich berühren, daß in diesen kleinen weißen Händen die Erziehung eines der ersten Magnaten seiner heimatlichen Provinz und die Verwaltung eines bedeutenden, weitausgedehnten Grundbesitzes ruhen sollte. War es doch, als bedürfe diese Gestalt selbst einer Stütze, als müsse diese Hand sich hülfesuchend auf einen starken Arm lehnen.

Das dachte vielleicht auch der große, breitschultrige Mann, dessen Schatten jetzt auf ihren Weg fiel und sie veranlaßte, plötzlich aufzublicken. Und wie sie die Augen aufschlug, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Es waren große, dunkelgraue Augen, welche unter ein Paar kühn geschwungenen Brauen klar und fest hervorblickten, und um den feinen Mund lag ein Zug, welcher zu den Augen paßte.

„Guten Morgen, Cousine,“ rief eine kräftige Männerstimme, und sie begrüßte mit ernster Freundlichkeit und doch unwillkürlich schneller athmend den Ankommenden, der ihre Hand an die Lippen zog

und dann lächelnd sagte: „Verzeihen Sie, daß ich mich wie ein Strauchdieb hier in Ihren Weg stelle, aber in dem ganzen Kasten," er wies auf das Schloß, „war kein Diener aufzutreiben, der mich hätte anmelden können, und meinen eigenen Reitknecht wollte ich doch nicht schicken."

„James ist mit Egon ausgeritten, er ist zuverlässiger als der Kutscher," erwiederte die Gräfin, „und den kleinen zweiten Diener, den ich auf Ihr Drängen engagirte, habe ich gestern entlassen. Er war unehrlich — und eigentlich habe ich auch keine Beschäftigung für ihn, da ich, wie Sie wissen, wenig Besuche empfange und James vollkommen genügt."

Graf Hektor Raubach sah die jugendliche Wittwe seines Vetters mit einem langen, eigenthümlichen Blicke an und schwieg. Plötzlich sagte er: „Sie sind eine wunderbare Frau, Hedwig; in der That, ich glaube die wunderbarste Frau, die mir noch vorgekommen ist."

„Ich nehme an, daß Sie mir keine Unhöflichkeit damit sagen wollen, finde aber, daß es ein zweifelhaftes Kompliment ist."

„Es ist kein Kompliment, ich konstatire einfach eine Thatsache."

„Wollen Sie mir diese Thatsache näher begründen?"

„Ich bin eben dabei. Sehen Sie, als ich Sie kennen lernte, glaubte ich, Sie wären eine Blume, die der leiseste Wind bewegt, und jetzt bin ich manchmal versucht zu denken, auf die Gefahr hin, den dümmsten Vergleich von der Welt zu machen, zu denken, Sie seien eine Eiche, die ihre Wurzeln Gott weiß wo und wie tief geschlagen hat, und eher bricht, als sich beugt.“

„Und dieser geistreiche Vergleich fällt Ihnen ein, weil ich einen untauglichen Diener weggeschickt habe?“

„Seien Sie nicht so spöttisch, Hedwig, das ist nur ein Beispiel von vielen, welche allesammt beweisen, daß Sie unabänderlich das durchführen, was Sie einmal als richtig erkannt zu haben glauben.“

„Das hoffe ich allerdings zu thun, so lange ich die Kraft dazu habe.“

„Ja, die Kraft, die man Ihnen nicht zutraut, und die Sie doch haben, das ist eben das Wunderbare an Ihnen.“

Er stand plötzlich still und sah sie mit seinen dunklen Augen halb bewundernd, halb beobachtend an.

„Wenn wir denn vom ‚Wunderbaren‘ durchaus sprechen müssen, Vetter, so lassen Sie sich sagen, daß ich Ihre heutige Stimmung allerdings ziemlich

‚wunderbar‘ finde," sagte sie ein wenig ungeduldig und schritt schnell weiter, als wolle sie seinem Blick ausweichen.

Er fuhr wie unschlüssig mit der Hand über den vollen, dunklen Bart, der sein fein geschnittenes Gesicht umrahmte. Dann eilte er mit wenigen Schritten wieder an ihre Seite.

„Sie haben Recht, Hedwig," sagte er, „mir ist auch wunderlich zu Muthe. Wollen Sie mich anhören?"

„Ich würde Sie lieber hören, wenn Sie nicht aufgeregt sind, wie in diesem Augenblick."

„Wissen Sie nicht, daß man manchmal nicht ist, wie man sein möchte, sondern wie man sein muß?"

Die Gräfin war während der letzten Worte unwillkürlich immer schneller dem Hause zu gegangen; jetzt blieb sie plötzlich stehen und sagte, leise aufseufzend, wie Jemand, der eine nutzlose Flucht aufgibt:

„Wenn es denn sein muß, so sprechen Sie."

Er ergriff ihre Hand und zog sie in eine grottenartige Laube, vor deren Eingang sie eben standen.

„Ja, Hedwig, es muß doch einmal sein," sagte er hastig. „Sie wissen, daß ich weder um Egon's noch um des alten Schlosses willen so oft hier bin,

Sie müssen wissen, daß es um Ihretwillen geschieht, und ich, ich muß jetzt wissen, ob das eine Thorheit ist — oder —"

Sie hatte ihm fast heftig ihre Hand entrissen und war wieder in den Eingang der Grotte getreten.

„Hedwig," rief er mit ausbrechender Leidenschaft, „wenden Sie sich nicht von mir ab, stoßen Sie mich nicht von sich, Sie allein können einen besseren Menschen aus mir machen, als ich bisher war — Sie kennen mein Leben mit seinen Verirrungen — aber Sie werden diese vergeben — denn das Alles war, ehe ich Sie kannte — wenigstens, ehe ich hoffen durfte, Sie erringen zu können!"

Er hatte, während er diese Worte hervorstieß, ihre Hände gefaßt, und sie, deren Bewegungen sein flammender Blick zu lähmen schien, an sich gerissen. Sein heißer Athem streifte ihre Stirn; da machte sie sich los, und als wolle sie den Zauber, der sie gegen ihren Willen zu umstricken schien, gewaltsam beschwören, schlang sie beide Hände um ein Medaillon, das sie an der Brust trug, und rief, sie gegen ihn erhebend:

„Schweigen Sie, um Gottes willen schweigen Sie, ich darf solche Worte nicht hören, meine Liebe

gehört der Vergangenheit, meine Zukunft gehört der Pflicht, die ich erfüllen muß — und erfüllen werde!"

Er schüttelte den Kopf.

„Die Liebe ist die einzige Pflicht, die eine Frau anzuerkennen und auszuüben hat," sagte er.

„Ja wohl, die Liebe," wiederholte sie, „aber für mich ist es die Liebe zu meinem Sohne!"

Er war wieder an ihre Seite getreten. Sein Auge ruhte auf ihr so fest, als wolle er mit diesem Blick ihren Widerstand bezwingen, und sie fühlte die magnetische Macht dieses Blickes, aber sie beugte sich ihm nicht.

„Hedwig," begann er wieder, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, obgleich der tiefe Klang seiner Stimme seine Erregung verrieth, „Hedwig, Sie betrügen sich selbst! Die Liebe zu einem Kinde kann Ihr Herz nicht ausfüllen, sie hat nichts gemein mit dem Gefühl, das mich beherrscht — und — seien Sie aufrichtig, auch Sie sind nicht ruhig, Hedwig; Etwas in Ihnen spricht für mich, eine schwache Stimme vielleicht nur — aber immerhin doch eine Stimme — Sie stehen so allein —"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung — seine letzten Worte schienen ihr plötzlich ihre Fassung wiedergegeben zu haben.

„Ja, ich stehe allein,“ wiederholte sie, „aber eben weil ich für mich selbst einstehen muß, darf ich mich nicht jeder leisen Gefühlsschwankung hingeben. Gewiß, Sie sind mir nicht gleichgültig, Hektor, und ich möchte Ihre Freundschaft nicht verlieren, denn ich weiß, Sie sind besser als Ihr Ruf. Aber das, was Sie meinen, Ihre Frau, könnte ich nicht sein, ohne meinen Pflichten untreu zu werden —“

Ihre Stimme war immer fester, immer bestimmter geworden und hatte Hektor einen ihm selbst unerklärlichen Zwang auferlegt — jetzt unterbrach er sie aber doch:

„Warum nicht?“ rief er, sich zu ihr herabbeugend, „warum nicht?“

Zum ersten Mal begegnete jetzt ihr Blick klar und voll dem seinen.

„Weil Sie Egon wie einen Nebenbuhler hassen — weil Sie mit einem halben Herzen nicht zufrieden sein würden!“

Er schwieg einen Augenblick betroffen, denn er fühlte, daß in ihren Worten die volle Wahrheit lag. Dann blitzten seine Augen zornig auf.

„Also dieses Kind steht zwischen uns — diesem Knaben soll ich weichen!“

„Nein,“ rief sie hastig, „nicht das Kind allein

— meine Erinnerungen, meine Ansichten, meine ganze Lebensauffassung trennt uns — wir können Freunde sein — aber nicht mehr!"

„Freunde!" wiederholte er mit einem bittern Lächeln — „ich halte nichts von diesem homöopathischen Auskunftsmittel zwischen Männern und Frauen! Und Erinnerungen und Ansichten, das sind Schemen —"

„Nicht in meinem Alter — da gewinnen die Schemen feste Gestalt!"

„In Ihrem Alter? Sie stehen am Anfang der dreißiger Jahre und ich am Ende — das paßt gut, und, glauben Sie mir, erst in unserem Alter beginnt man mit Verständniß zu leben! Mein Gott, Hedwig, sehen Sie denn nicht, daß das Glück vor uns liegt und wir's nur zu ergreifen brauchen? Wir könnten so glücklich sein! Schieben Sie nicht gewaltsam Schatten vor die Sonne, lassen Sie nur das Herz sprechen, alle anderen Stimmen sind falsch —"

Sie schüttelte den Kopf, aber ihre Augen schimmerten feucht, ihr war zu Muthe, als umhülle ein Nebel all' ihre klareren Gedanken und festen Entschlüsse mit seinen Schleiern, Hektor's Stimme klang immer dichter an ihr Ohr, die leidenschaftliche Er=

regtheit seines Wesens begann unwillkürlich sich ihr mitzutheilen. Da rief eine helle, fröhliche Knabenstimme im Garten:

„Mama, Mama!“

Sie schrak zusammen. Der Nebel war zerrissen, und mit einem schnellen Schritt trat sie aus der schwülen Grotte hinaus in den klaren Frühlingssonnenschein und streckte ihrem Sohn die Arme entgegen.

„Das war ein prächtiger Ritt, Mama,“ klang Egon's jubelnde Stimme, „wahrhaftig, ich komme mir wie ein König vor, wenn ich so hoch zu Pferd Feld und Wald durchstreife und denke, daß das Alles mein sein soll.“

„Wie erhitzt Du bist! — seid ihr sehr wild geritten?“

„Nein, Mama, aber ich habe so viele Freude gehabt. Ich liebe die Bäume doppelt, weil ich denke, daß ich einmal die Macht haben werde, sie fällen oder wachsen zu lassen, wie es mir gefällt, und das Feld, weil es einmal tragen wird, was ich will — o Mama, es ist doch schön, ‚etwas‘ zu sein!“

Gräfin Hedwig's Hand lag auf dem dunklen Krauskopf, der mit leuchtenden Augen zu ihr aufblickte.

„Jetzt bist Du nichts als mein wilder, lieber Knabe," sagte sie, „aber schön soll es sein, wenn Du einmal ein tüchtiger Mensch wirst, der es verdient, vor so Vielen bevorzugt zu sein."

„Wahrhaftig, sie kann schon auf die Dummheiten dieses Bengels eingehen, nach dem, was ich ihr sagte," grollte Graf Hektor, der von der Grotte aus Zeuge der Szene gewesen war. „Es ist keine Spur von der elementaren Kraft der Leidenschaft in ihr — keine Spur!"

„O, da ist Onkel Hektor!" rief Egon, ihm lebhaft entgegeneilend.

Hektor konnte sich nicht bezwingen. Kühl, fast unfreundlich erwiederte er die Begrüßung seines Neffen, obgleich er fühlte, daß Hedwig's Auge dabei auf ihm ruhte. Er zürnte ihr und ihm und er war nicht gewohnt, seine Gefühle zu verbergen.

„Leben Sie wohl, Cousine," sagte er kurz zu Hedwig gewendet und schien sich entfernen zu wollen. Doch als sie sein „Lebewohl" erwiederte, zögerte er noch einen Augenblick.

„Wir sprechen wohl noch über die betreffende Angelegenheit," sagte er.

Hedwig stützte ihre beiden Hände auf die Schulter des Knaben und erwiederte, ohne ihn anzusehen, aber

mit fester Stimme: „Diese Angelegenheit ist abgeschlossen.“

Er grüßte kurz und entfernte sich.

„Hat der Onkel mein Reitpferd kaufen wollen?“ fragte Egon. „Man sagt, er könne kein schönes Pferd sehen, ohne es haben zu müssen.“

„Ich verkaufe es nicht,“ sagte die Gräfin, „aber ich freue mich, daß Doktor Harker Dir heute das Reiten erlaubte. Er war also zufriedener mit Deiner Aufmerksamkeit im Latein und in der Mathematik als gestern?“

Egon warf die Lippen trotzig auf.

„Ja, aber das Reiten war nicht schuld daran. Ich will nur nicht, wenn ich im Herbst auf das Gymnasium übersiedle, unter die Letzten meiner Klasse kommen, das ertrüg' ich nicht, Mama!“

Graf Hektor durchschritt indeß den Hausflur des Schlosses und bestellte sein Pferd. Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick vor dem Spiegel stehen, musterte seine athletische Gestalt und brummte:

„So sieht also Einer aus, der einen Korb bekommen hat! Hätte nicht gedacht, mich einmal in solch' einer Situation bespiegeln zu können. Nun — sie hat am Ende Recht, meine tugendhafte Cousine — sie ist zu kalt für mich! Und deßhalb hätte

ich beinahe mit Margitta gebrochen. Aber Minerva ist am Ende ebensogut eine Göttin, als Venus, und warum sollte ich es nicht einmal mit einer Vestalin versuchen, nachdem die Bacchantinnen —"

Die Meldung, daß die Pferde warteten, unterbrach sein Selbstgespräch, und Graf Hektor Raubach schwang sich in den Sattel und drehte dem Schlosse von Dromnitz und seiner Herrin den Rücken.

II.

Es war ein sonniger Maitag und auf der breiten Korsostraße des Thiergartens von B. drängten sich, von berittenen Kavalieren in Uniform oder Civil flankirt, dichte Reihen eleganter Equipagen, deren Insassinnen unter dem Vorwand des blauen Frühlingshimmels und des maigrünen Laubes die neuen Saisontoiletten ihrer Freundinnen musterten.

Unter der Wagenreihe machte sich ein zierliches, mit zwei prachtvollen Goldfüchsen bespanntes Gefährt bemerkbar, in dessen blauen Polstern eine einzelne hochblonde Dame lehnte. Die Toilette der Dame, sowie die Livréen und Pferdegeschirre waren reich, aber durchaus diskret und vornehm gehalten, und doch umgab das leichte Gefährt ein gewisses Etwas, das unwillkürlich die Aufmerksamkeit erregte und zu dem bekannten, altfreiherrlichen Wappen am Wagenschlage nicht recht passen wollte.

„Wer ist die einsame Blondine dort?“ fragte ein

erst seit Kurzem in die Residenz versetzter Dragonerlieutenant seinen neben ihm reitenden Kameraden.

„Ah, Sie meinen die Baronin Herbenstein?“

„Baronin Herbenstein? Ich habe eigentlich nicht erwartet, einen so aristokratischen Namen zu hören.“

„Nun, sie ist auch nicht damit geboren. Vor zehn Jahren war sie Soubrette am Wiener Burgtheater, fand es dann vortheilhafter, das Engagement ihres Direktors mit dem des verstorbenen Herbenstein zu vertauschen, verschwand vom Schauplatz ihrer Thätigkeit und ihrer Abenteuer und tauchte eines schönen Tages zur Verwunderung ihrer alten Bekannten und zum Entsetzen ihrer neuen Verwandtschaft als rechtmäßige Baronin Herbenstein wieder auf.“

„Und sie ist Wittwe?“

„Herbenstein starb vor vier Jahren und hinterließ außer seiner Wittwe zwei Kinder, von denen das eine, ein Sohn, seine Güter verschiedenen armen Vettern vor der Nase wegschnappte. Die Familie hat deßhalb mit der Exsoubrette lange prozessirt, aber die kleine Frau hat nicht locker gelassen, die Prozesse wurden bis zur letzten Instanz durchgeführt und ihr Sohn ist heute unbestrittener Erbe der väterlichen Güter, deren Nießbrauch sie hat.“

„Aber das ist ja ein ganzer Roman.“

„Pardon, es ist nur der erste Theil davon; da kommt der zweite!“

Der Dragonerlieutenant blickte auf und fand sich im nächsten Augenblick einem stattlichen Reiter in Civil gegenüber, der an seinen Kameraden herantritt und ihn bat, eine Bestellung im Klub auszurichten, da er heute wahrscheinlich nicht dort erscheinen würde.

Der junge Offizier begegnete ihm mit ausgesuchter Höflichkeit und sagte, als er sich entfernt hatte:

„Das war Graf Hektor Raubach; er hat früher bei unserem Regiment gestanden und war einer der lions unserer Salons. Aber die Sache ist ihm bald langweilig geworden und jetzt bringt er seine Winter in Paris oder sonstwo zu und läßt sich im Sommer auf seinen Gütern von der Herbenstein Gesellschaft leisten.“

„Aber das ist ja skandalös!“

„Ja, was wollen Sie? Es gibt eben viele Menschen, die einen Skandal besser ertragen als die Langeweile; und da hinten an der polnischen Grenze, wo die Güter des Grafen liegen, soll es ja nicht sehr amüsant sein.“

„Wahrhaftig, da reitet der Graf an den Wagen der Baronin heran.“

„Nun ja, und der Wagen biegt in eine Seitenallee ab, sie wollen wahrscheinlich Vergleiche zwischen den Bäumen des Thiergartens und den Bäumen der polnischen Villeggiatur anstellen."

In der That hatte der Kutscher auf den schnell und bestimmt gegebenen Befehl des ihm wohlbekannten Grafen den Wagen von der allgemeinen Fahrstraße abgelenkt, und Hektor Raubach grüßte jetzt, dicht an den Schlag heranreitend, die Insassin desselben, die ihn mit zornigen Blicken maß.

„Wie können Sie es wagen!" begann sie erregt, doch er unterbrach sie, indem er in elegantem Französisch sagte:

„Aber ich bitte Sie, Margitta, Sie werden doch hier vor Kutscher, Diener und sonstigem Publikum nicht eine tragische Szene aufführen wollen? „Schritt, Johann!" rief er dazwischen dem Kutscher zu, der auch diesem Befehle nachkam, und fuhr dann gegen die offenbar etwas fassungslose Dame gewendet fort:

„In Ihrem Hause sagte man mir, Sie seien leidend und empfingen keine Besuche; als ich Sie darauf hier begegne und Ihnen zu Ihrer wunderbar schnellen Rekonvaleszenz gratuliren will, finden Sie die Bäume auf der mir entgegengesetzten Seite

des Weges so interessant, daß Sie kein Auge davon verwenden — was bleibt mir da am Ende Anderes übrig, als mir durch einen Gewaltstreich Gehör zu verschaffen, denn ich will Sie sprechen und Sie müssen mich hören und werden mich hören."

„Das werde ich nicht. Die Thatsachen reden manchmal besser als Worte. Ich habe an den Thatsachen genug."

„Es gibt keine Thatsachen, welche Ihnen ein Recht zu solchen Worten gäben."

„So ist es also keine Thatsache, daß Schloß Dromnitz sich nur eine Stunde entfernt von Modozin befindet, und daß Sie dieser Nachbarschaft wegen die Pariser Rennen versäumt haben?"

„Um aller Olympier willen, Margitta, Sie sind ja eifersüchtig! Wie müssen Sie sich gelangweilt haben, um solche Grillen heute, bei diesem himmlischen Maiwetter zu fangen! Sehen Sie, mir scheint die Sonne bis in's tiefste Gewissen hinein und treibt mich zu einer Beichte, die ich Ihnen hier unter diesen Bäumen ablegen möchte, wenn Sie Ihre blaue Muschel verlassen und dem Diener erlauben wollen, einstweilen für mein Pferd zu sorgen."

Ein plötzliches Lächeln verscheuchte die zornigen Wolken von der Stirn der Dame.

„Graf Hektor Raubach beichten zu sehen, wäre ein Schauspiel, um das sich eine Morgenpromenade allenfalls verlohnte!" rief sie.

„Also seien Sie freundlich und steigen Sie aus."

„Aber ich verpflichte mich deßhalb nicht, gesund zu sein, wenn Sie sich das nächste Mal bei mir melden lassen."

„Sie wissen, ich bin kein Mensch, der viel an die Zukunft denkt. Die Gegenwart ist unser, es lebe die Gegenwart!"

Margitta lachte und gab dem Kutscher das Zeichen, zu halten.

Der Graf sprang vom Pferde und bemächtigte sich ihres Armes, den sie ihm auch ohne Weiteres überließ.

„Nun," begann sie, nachdem sie sich einige Schritte von dem Wagen entfernt und einen jener schmäleren, nur für Fußgänger bestimmten Wege des Thiergartenparkes eingeschlagen hatten, „ich bin bereit zu hören."

„Also, ich beichte meiner besten Freundin, daß ich zur Erkenntniß gekommen bin, Modozin sei ohne sie der langweiligste Ort der Welt — nein, zucken Sie nicht so die Achseln, es gibt sehr wenige Menschen, die sich rühmen können, von mir das Ge=

ständniß gehört zu haben, daß ich sie vermißt hätte."

„Und um dieses langweiligen, höchst alltäglichen Geständnisses willen muthen Sie mir zu, auf diesem feuchten Wege spazieren zu gehen? Sie sind naiv geworden durch das idyllische Landleben, das Sie so lange geführt haben, Graf!"

Hektor Raubach blieb stehen und blitzte sie mit seinen dunklen Augen fast zornig an. Plötzlich lachte er hell auf und rief:

„Unsinn, Margitta, das ist eine Plänkelei wie zwischen Monsieur und Madame im Salon — in der Weise können wir Beide nicht mit einander auskommen! Kurz und gut — ich habe es einmal mit der sogenannten ‚edlen Weiblichkeit' versuchen wollen, ich habe mit meinen achtunddreißig Jahren noch einmal einen hochidealen Aufschwung genommen, und bin statt in den Himmel zu kommen, wie es sich nach einer solchen unerhörten Anstrengung gehörte, auf einen Stein gefallen, der mir die Ueberzeugung beigebracht hat, daß dieß meine letzte Expedition nach Wolkenkukuksheim gewesen ist, und daß ich von nun an hübsch auf der Erde verbleiben werde, die der guten Dinge so viele hat und für die ich, meiner ganzen Konstitution nach, besser passe. So, und nun sei

vernünftig, Margitta, und bedenke, daß das Leben nicht lang genug ist, um sich muthwillig einen Theil davon durch Grillen zu verleiden. Ich bin wahrhaftig durstig nach etwas frischem, freiem Lebensgenuß."

Margitta hatte die Augen gesenkt während seines Berichtes; anfangs hatte ihre Stirn sich dabei leicht geröthet, dann biß sie die Lippen aufeinander, und endlich schien sie mit ihrem Entschluß im Reinen zu sein. Sie blickte ihn unter den langen, goldigen Wimpern hervor halb schmollend, halb lächelnd an und sagte:

„Eigentlich sollte ich Ihnen glückliche Reise nach Wolkenkukuksheim wünschen — aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß das kein Land ist für Leute mit offenen Augen und gesunden Sinnen, wie Sie und ich. Ich habe ja auch 'mal einen Schritt da hinein gewagt, aber — Eines schickt sich eben nicht für Alle, und wäre ich dabei geblieben, so säße ich jetzt vielleicht halb verhungert an einer Straßenecke und verkaufte Veilchensträuße oder dergleichen. Aber immerhin ist mir aus jener Zeit das Verständniß für solche ideale Ausflüge geblieben, und — Sie thun mir leid, denn ich weiß, daß Einem nicht gut zu Muthe ist, wenn man dann plötzlich auf der Erde landet."

„Sie sind meine kluge und gütige Freundin,“ sagte er, plötzlich wieder in den galanten Ton des Kavaliers zurückfallend. „Aber bemitleidet zu werden, ist eigentlich nicht hübsch, möchten Sie mir nicht lieber sagen, daß Sie gesund sein wollen, wenn ich heut in Ihrer Villa anfrage? Ich habe ein Verlangen nach Ihrem Theetisch wie nach einem Stück verlorengegangener Heimat.“

„So versuchen Sie, dieß Stück Heimat wieder zu erobern.“

„Habe ich es denn wirklich verloren?“

Sie blickte ihn ernst an, dann sagte sie:

„Lassen wir das jetzt. Sie sind ja ein Kind der Gegenwart, und diese würde sich gut zu einer kleinen gemeinschaftlichen Spazierfahrt eignen. Schicken wir Franz mit Ihrem Pferde in Ihr Hotel, und fahren wir ein Stück in die Welt hinein.“

„Das ist ein reizender Vorschlag!“ rief er, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Also — Sie verzeihen?“

„Ich kann Ihnen eben leider nicht ernsthaft zürnen,“ sagte sie leise.

Er beugte sich zu ihr herab und blickte ihr lächelnd in's Gesicht.

Sie wandte den Kopf ein wenig zur Seite und sagte:

„Ich setze die jetzige Spazierfahrt an Stelle des Theeabends.“

„Wenn ich aber trotzdem auch am Theetisch erscheine?“

„Ich mache Ihr Vorrecht auch für mich geltend und denke jetzt nur an die Gegenwart. Da ist der Wagen, wollen Sie mich begleiten?“

„Ça va sans dire!“

Und dahin fuhren sie, in den hellen Maisonnenschein hinaus. Margitta plauderte so anmuthig in ihrer halb witzigen, halb gefühlvollen Weise, daß Hektor, dessen Stolz durch die Abweisung seiner Cousine empfindlich gekränkt war, mit wahrem Entzücken fühlte, wie der alte Zauber wieder Macht über ihn gewann und das Bild der „Vestalin“ vor seinem inneren Auge in wesenlose Schleier zerflatterte. Hier war voll pulsirendes Leben, ungeschmälerte Lust am Dasein, Witz und Verstand, und, wie er glaubte, ein heißes Herz, das ihm entgegenschlug, selbst wenn seine Besitzerin, wie jetzt, für gut fand, sich hinter allerlei neckischen Witzworten und halben Abweisungen zu maskiren. Gerade mit diesem Halbschleier, welcher über ihren Empfindungen lag, ohne dieselben ganz zu verdecken, war sie doppelt reizend, und als Graf Hektor sich endlich vor seinem Hotel verabschiedete,

war er mit seinem Vormittage sehr zufrieden. Die Baronin lehnte indeß nachdenklich in den Kissen ihres Wagens.

„Er hat der Wittwe seines Vetters einen Antrag gemacht und sie hat ihn abgewiesen," dachte sie. „Ich hätte nicht geglaubt, daß er ernstlich daran denken könnte, sich zu binden, so zu binden. Es scheint aber, ich habe ihn überschätzt, und seine Phantasie ist noch im Stande, seine praktische Lebensphilosophie über den Haufen zu werfen und ihm unangenehme Streiche zu spielen, ihm und mir, denn gerade jetzt brauche ich ihn. Die pommer'schen Güter bringen wenig und ich will sie nicht ruiniren um Willy's willen, der sie doch einmal übernimmt. Hektor ist vermögend — ich brauche sein Geld, ich brauche seinen Einfluß und — am Ende, ich will auch ihn selbst nicht aufgeben. Er ist immer noch der schönste Mann, den ich kenne, und daß es mir schwer werden würde, ihn zu vermissen, das habe ich jetzt gesehen, wo ich fast glaubte, ihn zu verlieren. Da er zurückgekehrt ist, nun soll er mein sein. Ich will ihn nicht aufgeben und den Kampf mit dieser aristokratischen Cousine, den nehme ich auf."

Am Abend begab Graf Hektor sich nach der

Villa der Baronin Herbenstein, welche in einer der Thiergartenstraßen lag.

Er zweifelte nicht daran, daß er angenommen werden würde, und in der That empfing der Diener ihn wie einen erwarteten Gast.

„Frau Baronin ist also zu sprechen?“ fragte er, seinen Paletot ablegend.

„Ja wohl, Herr Graf.“

Der Diener öffnete die Flügelthüren nach dem hellerleuchteten Salon, den Graf Hektor eilig durchschritt.

Im Nebenzimmer stand Margitta in eleganter Gesellschaftstoilette, von einem Kreise älterer und jüngerer Herren umgeben; an dem Erard'schen Flügel ihr zur Seite lehnte die Opernsängerin Fräulein Tallia.

Graf Hektor, der auf ein tête-à-tête gerechnet hatte, blieb etwas verdutzt an der Thür stehen, aber Margitta trat ihm mit dem liebenswürdigsten Lächeln und der unbefangensten Haltung entgegen.

„Ah, das ist schön, daß auch Sie kommen, lieber Freund!“ rief sie. „Heut auf der Rückfahrt vom Thiergarten besuchte ich meine Freundin Tallia, die mir sagte, sie wolle ein Stündchen an meinem Theetisch verplaudern; ich ließ es ein paar Freunde

wissen, und nun sind wir eine ganz fröhliche Tafelrunde."

„In der That, ein reizendes Impromptu," sagte Graf Hektor, schüttelte ingrimmig einigen der Herren, welche sämmtlich den ersten Gesellschaftskreisen angehörten, die Hand, sagte Fräulein Tallia einige verbindliche Sachen, wünschte sie dabei weit weg hinter die Coulissen ihrer Bühne und war so liebenswürdig, wie man nur irgend sein kann, wenn man eine Enttäuschung zu verwinden hat, von der man nichts merken lassen will. Margitta dagegen war sprühend von Geist und Leben und wußte die Konversation im animirtesten Fluß zu halten. Dem programmmäßigen Thee folgte frappirter Champagner, die Tallia sang, die Herren überboten einander im Erzählen amüsanter Geschichten, kurz die kleine Gesellschaft war in der heitersten Stimmung und steckte damit schließlich auch den anfangs so übel gelaunten Grafen an. Die Art und Weise, wie ihm von den Gästen und von Margitta selbst begegnet wurde, trug auch dazu bei, seine gute Laune allmälig wieder in den Vordergrund treten zu lassen. Er spielte hier die Rolle des Hausherrn, und sein bekanntes Verhältniß zu der Baronin schien in diesem Kreise nicht nur stillschweigende Billigung zu erfahren, sondern wohl

auch ein wenig Neid zu erregen. Graf Hektor Raubach aber ließ sich lieber beneiden als bedauern; Kerzenglanz, schäumender Champagner, schöne Frauenaugen und sprühende Witzworte — das war die Atmosphäre, deren er bedurfte und der er so lange entsagt hatte. Jetzt fand er sie im Salon seiner „Freundin" endlich wieder und athmete darin auf, wie in heimischem Element.

„Diese Gesellschaft ist eigentlich eine Strafe für mich," sagte er sich, „aber die Strafe ist liebenswürdig wie die Straferin, also bemühen wir uns, sie ebenso aufzunehmen. Vive la vie!" rief er, sein Glas erhebend, „wir sind nur einmal jung und ein Thor, wer das Leben verträumt und versäumt!"

Die Tallia stimmte mit leuchtenden Augen ein.

Er näherte sich Margitta.

„Sind wir versöhnt?" fragte er leise.

„Ich zürne ja nicht," gab sie ebenso zurück.

Es war schon vorgerückte Nachtstunde, als die Gäste begannen sich zurückzuziehen. Hektor beschloß, den letzten von ihnen abzuwarten.

Indeß hatte die Thür sich kaum hinter diesem geschlossen, als Margitta's Kammerfrau in's Zimmer kam und die Baronin an das Bett ihres Töchterchens rief, das heftig fiebere und nach ihr verlange.

„O, meine arme Nora!“ rief Margitta aufspringend. „Sie verzeihen, wenn ich Ihnen jetzt gleich Lebewohl sage, mein Freund, aber ich muß zu dem Kinde.“

„Ich will Sie begleiten, Nora ist ja meine kleine Freundin.“

„Nein, es würde das Kind aufregen. Gute Nacht!“

Und damit verließ sie das Zimmer und Graf Hektor blieb nichts übrig, als an seinen Heimweg zu denken.

„Wir spielen Versteckens,“ sagte er sich, als die Thür der Villa sich hinter ihm schloß. „Eigentlich sollte mich's amüsiren, aber . . .“

Er kam über dieses „aber“ nicht recht hinaus, hatte in dieser Nacht unruhige Träume und erwachte am andern Morgen in merkwürdig schlechter Stimmung. Gegen Mittag war er wieder auf dem Wege nach der Villa im Thiergarten.

Schon von dem Diener erfuhr er, daß das Kind wieder hergestellt sei, aber Margitta kam ihm nicht entgegen wie sonst wohl. Er fand sie in ihrem Salon, umgeben von Rechnungen, Bauplänen und Briefen.

„Ah, Sie kommen wie gerufen, lieber Freund!“ rief sie ihm entgegen. „Ich habe mich schon den

ganzen Morgen mit den Herbenstein'schen Gütern beschäftigt und bin jetzt eben dabei, diese Briefe da zu beantworten und unter den vielen Bewerbern um die Stelle eines Oberinspektors einen auszusuchen. Sehen Sie, da schreibt hier ein Herr Müller —"

„Aber was soll denn ein Oberinspektor — die Güter sind ja verpachtet."

„Die Pacht läuft aber zu Johanni ab, und ich habe beschlossen, von da an die Bewirthschaftung selbst zu übernehmen und nach Gusedow überzusiedeln."

„Nach Gusedow übersiedeln! Aber Margitta, Du hast ja nie davon gesprochen, Du kannst doch nicht im Ernst daran denken. Und die Güter waren ja auf Jahre hinaus verpachtet."

Ein eigenthümlicher Blick flog zwischen den hellen Wimpern zu ihm herüber.

„Mein bisheriger Pächter hat eine bedeutende Erbschaft gemacht, welche seine Uebersiedlung nach Frankreich erfordert. Er hat mir gegen eine Entschädigungssumme die Pacht gekündigt, und ich habe diese Kündigung angenommen, die mir eigentlich ganz erwünscht kam, denn es wird mir dadurch Gelegenheit zu dauernder Beschäftigung geboten und ich habe das Nichtsthun satt."

„Aber das ist unsinnig, das ist unmöglich," brauste Hektor auf. „Wie kannst Du daran denken, nach Pommern überzusiedeln, Dich dort an diese verlorenen Sandnester zu binden —"

„Es sind schöne, in vortrefflichem Zustand befindliche Güter — aber selbst wenn es öde Sandnester wären, ich wüßte nichts, gar nichts, was mich verhindern könnte, mich zu binden wie ich will."

„Margitta!"

Sie erhob sich und trat ihm ruhig und ernst entgegen.

„Soviel ich weiß, stehen wir Beide uns ganz frei und unabhängig gegenüber," sagte sie, jedes Wort scharf betonend, „und wenn ich beschlossen habe, von jetzt ab den Sommer auf meinem eigenen Grund und Boden und den Winter in Smyrna oder sonstwo im Süden zuzubringen, so hat kein Mensch auf dieser weiten Welt ein Recht, mir das zu verbieten."

„Das heißt also, daß Du nicht mehr nach Modozin kommen willst?"

Sie zuckte leicht die Achseln und wandte sich ab. Mit einem Schritt stand er neben ihr.

„Margitta," rief er bebend vor Erregung, „so lasse ich mich nicht behandeln. Was für einen Grund

hast Du, mir in dieser Weise zu begegnen, nachdem ich Dir doch gesagt habe —"

„Und was für ein Recht haben Sie, Graf Raubach, fortwährend eine Anrede gegen mich zu gebrauchen, die ich nicht erwiedere?"

„Was für ein Recht? Margitta, bist Du von Sinnen? Ich denke, alle Rechte."

„Sie irren," unterbrach sie ihn, seiner immer steigenden Aufregung die unerschütterlichste Ruhe entgegensetzend, „von einem Recht ist zwischen uns keine Rede. Meine Neigung hatte ich Ihnen geschenkt aus ganzem und vollem Herzen, aber ein Geschenk ist kein erworbenes Recht."

„Aber ein Geschenk nimmt man nicht ohne Weiteres zurück!"

„Wenn es uns vor die Füße geworfen wird, so nimmt man's doch, und wenn man's nicht behalten kann, so vernichtet man's!"

„Und das sagen Sie mir, nachdem Sie gestern — o, es war also Alles ein nichtswürdiges Spiel, und nachdem Sie des Spieles müde geworden sind benützen Sie einen beliebigen Vorwand, es zu enden!"

„Sie irren nochmals! Hätte ich mit Ihnen oder mit meinen eigenen Empfindungen gespielt, ich fände mich entwürdigt und fühlte mich beschämt —

aber was ich Ihnen entgegenbrachte, ist das wahrste Gefühl meines Lebens gewesen.“

„Nun denn, und dieses Gefühl?“

„Ohne Reue blicke ich darauf zurück, — aber — das mußte Alles vorbei sein mit dem Augenblick, wo ich nicht mehr an Ihre Neigung glauben konnte. Jetzt entwürdigt es mich — und ich flüchte deßhalb zur Beschäftigung, zur Arbeit!“

„Also doch eifersüchtig!“ grollte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Der Name bezeichnet die Sache nicht,“ sagte sie.

„Aber Sie zürnen doch, weil ich in dummer Ehrlichkeit Ihnen meine Thorheiten eingestanden habe.“

„Nein, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht zürne; die Liebe ist das freieste Ding der Welt, und so wenig ich dafür konnte, daß ich dieses Gefühl für Sie empfand, so wenig können Sie dafür, wenn Sie dasselbe jetzt einer Andern entgegenbringen. Sie müssen zugeben, daß ich vollkommen logisch bin. Wir Beide aber können nur noch Freunde sein, Graf Raubach.“

Er lachte höhnisch auf.

„Wieder eine Freundschaft! Es scheint, ich bin zu Freundschaften verdammt.“

Dann faßte er plötzlich ihre beiden Hände und preßte sie so fest zwischen den seinen, daß sie schmerzlich zusammenzuckte.

„Begreifen Sie nicht, daß das Wahnsinn ist zwischen uns Beiden?“ knirschte er. „Und glauben Sie, daß ich mich damit abfinden lasse?“

„Ich habe aufgehört, irgend etwas in Bezug auf Sie zu glauben,“ erwiederte sie.

Der Ausdruck seines Gesichtes war so wild leidenschaftlich, daß eine andere Frau als Margitta Herbenstein davor erschrocken wäre.

Sie aber blickte furchtlos zu ihm auf und sagte:

„Wenn mir ein Rest von Glauben bleibt, so ist es der, in Ihnen einen Kavalier vor mir zu haben. Wollen Sie auch diesen zerstören?“

Er ließ sie plötzlich los, schien noch einen Augenblick mit sich zu kämpfen und wandte sich dann hastig der Thür zu.

Vielleicht erwartete er, zurückgerufen zu werden; denn an der Thür wandte er sich noch einmal um. Kein Wort kam von Margitta's Lippen. Sie hatte sich vor ihren Schreibtisch gesetzt und drückte das Gesicht in beide Hände.

Graf Hektor berührte die Thürklinke, aber er zögerte noch einen Augenblick.

„Was uns also trennt, ist, daß Sie an meine Neigung nicht mehr glauben?“

Sie schrak zusammen, als habe sie nicht erwartet, seine Stimme zu hören.

Aber sie faßte sich schnell, stand auf und wandte ihm das Gesicht voll zu.

„Nein, ich kann nicht mehr daran glauben!“

Krachend fiel die Thür in's Schloß und Graf Hektor war aus dem Boudoir verschwunden. Einen Augenblick stand Margitta regungslos.

„Das hat gewirkt,“ murmelte sie leise, „o, ich kenne ihn, und ich kenne die Männer. Es war ein guter Einfall meines Pächters, mir gerade jetzt zu kündigen, und ich denke, ich habe ihn geschickt benützt! Wie aufgeregt Hektor war — ha, ha — er liebt mich doch noch.“ Sie durchschritt das Zimmer und blieb dann mit gekreuzten Armen vor dem Schreibtisch stehen, über welchem Hektor's Bild hing. „Die Liebe ist am Ende auch nur ein Kampf,“ sagte sie, „und weil die meisten Frauen darin unterliegen, ist es ihr gerechtes Schicksal, wenn die Männer sie beherrschen. Für mich ist sie eine Waffe, und ich denke, sie wird mir auch dießmal zum Siege verhelfen. Der Sieger hat ja immer Recht, und ich will Recht behalten, der Welt und Hektor Raubach gegenüber!“

Sie packte die Papiere, welche sie in malerischer Unordnung umgaben, zusammen und rief ihre Kammerfrau, der sie einige Toilettenaufträge ertheilte. Dann warf sie einen Blick in den Spiegel und versank wieder in Nachsinnen.

Und während Graf Hektor in höchster Erregung den abgelegensten Theil des Thiergartens durchlief, saß Frau Margitta in ihrem Boudoir und kombinirte kaltblütig die feinsten Rechenexempel.

III.

Die Rosen blühten im Garten von Dromnitz.

Hektor Raubach hatte ihn nicht wieder betreten seit jenem Frühlingstage, an welchem Gräfin Hedwig die Luft in der Grotte so schwül gefunden hatte, und die Tage waren seitdem ruhig und gleichmäßig hingezogen über Schloß Dromnitz und seine Bewohner. Auch Gräfin Hedwig's Wesen war unverändert, aber dennoch hatten ihre Gedanken sich in dieser Zeit viel öfter mit Hektor beschäftigt, als sie selbst es sich eingestehen wollte. Sie fand es natürlich, daß er sie jetzt vermied, und der Gedanke, daß sie anders hätte handeln können, als sie gehandelt hatte, kam ihr nicht in den Sinn. Dennoch hoffte sie, daß er eines Tages zurückkehren und die Freundschaft, die sie ihm aus aufrichtigem Herzen glaubte bieten zu können, annehmen und erwiedern würde. Vielleicht täuschte sie sich absichtlich über ihr eigenes, wärmeres Gefühl für ihn und hielt dasselbe durch die Erinnerung an

ihren Gatten, den sie innig geliebt hatte, in Schranken. Jedenfalls trübte dieses Gefühl nicht ihr klares Urtheil, und je mehr sie über Hektor nachdachte, um so deutlicher empfand sie, daß sie durch eine Verbindung mit ihm es sich selbst zur Unmöglichkeit machen würde, der Erziehung ihres Sohnes zu leben, was sie als ihre erste Pflicht betrachtete. Hektor's Worte, daß sie aus ihm einen besseren Menschen machen würde, klangen oft in ihrem Herzen nach, aber sie meinte, ihren Einfluß auch so nicht ganz zu verlieren. Daß sie denselben einem leidenschaftlichen Menschen wie Hektor Raubach gegenüber nur durch die unbedingteste Hingabe erlangen und behaupten konnte, kam ihr nicht in den Sinn. Sie glaubte an die Macht einer idealen Freundschaft, und ihre reine Seele war glücklich in diesem Glauben. Da erfuhr sie durch den Verwalter, daß Graf Hektor schon seit längerer Zeit in Berlin sei.

„Er wird sich zu zerstreuen suchen," dachte sie, „das finde ich begreiflich. Aber endlich wird er zurückkehren und vielleicht gelingt es mir, den Besuch dieser schrecklichen Herbenstein in diesem Jahre zu verhindern. Hektor scheint diesem Besuch aus dem Wege zu gehen, denn sonst kam sie ja gerade im Juni, und sein Ausbleiben jetzt ist ein gutes Zeichen."

Der ganze Juni und die erste Hälfte des Juli vergingen so, und Gräfin Hedwig lächelte, wenn man sich über die lange Abwesenheit des Grafen, gerade in dieser Jahreszeit, wunderte, denn sie glaubte den Grund, welcher ihn fernhielt, zu kennen. Bekannte in der Residenz, durch welche sie Nachrichten über ihn hätte bekommen können, besaß sie nicht, Gäste waren in Dromnitz sehr selten, und so störte Niemand Gräfin Hedwig's Glauben, bis die Post ihr eines Tages einen Brief mit einem süddeutschen Poststempel brachte, auf dessen Adresse sie die Handschrift Hektor Raubach's zu erkennen glaubte. Sie öffnete ihn hastiger, als es sonst ihre Art war, aber kaum hatte sie hineingesehen, als sie mit einem leisen Schreckensruf das Blatt fallen ließ. Graf Hektor Raubach zeigte seinen Verwandten und Freunden darin seine am fünfzehnten dieses Monats stattgehabte Vermählung mit der Baronin Margitta von Herbenstein an.

Gräfin Hedwig fuhr sich mit der Hand über die Augen, als könne sie nicht recht gelesen haben. Dann hob sie das Blatt wieder auf und las noch einmal. Da standen die Worte unverändert, und die Namen Hektor Raubach's und Margitta Herbenstein's waren und blieben unabänderlich verbunden. Das Blatt

bebte ein wenig in der Hand der Lesenden, einen Augenblick stand sie regungslos, die Augen in's Leere geheftet. Dann zerriß sie mit einer heftigen Bewegung das Blatt und warf es fort.

„Wenn er das thun konnte, so war er auch meiner Freundschaft nicht werth!" rief sie, sich stolz aufrichtend. „Das war meine letzte Illusion."

Sie fühlte in diesem Augenblick etwas wie Haß gegen den Mann, der ihr gesagt hatte, daß er sie liebe und der so bald darauf einer Frau vom Ruf Margitta Herbenstein's seine Hand reichen konnte. Ihr war, als entwürdige sie selbst jeder fernere Gedanke an ihn, und doch empfand sie es fast als Unmöglichkeit, in diesem Augenblick irgend einen andern Gedanken zu fassen.

„Ich begreife es nicht — ich kann es nicht begreifen," murmelte sie. Und dann riß sie sich plötzlich gewaltsam aus ihrem Nachsinnen, bestellte den Verwalter und vertiefte sich mit diesem in Rechnungsbücher und allerlei Schriftstücke, welche sie zwangen, ihre Gedanken von dem Punkte abzulenken, welcher sie verwirrte. Die Arbeit that ihr wohl und beschäftigte sie bis zum Abend, wo sie mit Egon eine Spazierfahrt machte. Der lebhafte, aufgeweckte Knabe fand seine Mutter heute besonders angeregt. Mit

einer gewissen Hast ging sie auf all' seine Gedanken ein und wußte sie sich seinen Anschauungen anzupassen. Er unterhielt sich vortrefflich, und als sie von ihrer Fahrt zurückkehrten, schlang er die Arme innig um ihren Hals und rief:

„Kein Mensch ist so gut und so klug wie Du, Mama, und nicht wahr, Du hast keinen Menschen so lieb wie mich?"

„Wie kommst Du darauf, Egon?"

„Weil ich Dich so sehr, sehr lieb habe, daß ich's nicht ertragen könnte, wenn Du Jemand mehr liebtest als mich."

„Egon! Weißt Du nicht, daß Du mein einziges, geliebtes Kind bist?"

„Ja — aber die Leute sagten neulich . . ."

Er stockte. Gräfin Hedwig blickte in das erregte Gesicht des Knaben, dessen Augen voller Thränen standen.

„Nun, was haben die Leute denn so Schlimmes gesagt, daß es Dich in solche Aufregung bringen konnte?" fragte sie.

Egon ballte die Fäuste und sagte mit blitzenden Augen:

„Sie haben gesagt, daß Du zu jung und zu hübsch wärest und daß Du Dich wieder verheirathen

würdest, und ich dann einen fremden Mann ‚Papa‘ nennen müßte. Aber wenn das geschieht — wenn das geschieht —“

„Egon, sei nicht so thöricht!“ rief sie, erschrocken über seine Leidenschaftlichkeit. Dann sah sie ihm mit tiefem Ernst in die Augen.

„Ich werde nicht wieder heirathen,“ sagte sie fest, „und Du wirst mein guter Sohn sein, der es mich nie bedauern lassen wird, daß er nur eine Mutter hatte, und daß die Hand des Vaters bei seiner Erziehung fehlte, nicht wahr, Egon?“

Er warf sich vor ihr nieder und preßte ihre Hände an seine heißen Lippen.

„Verzeihe mir, Mama, verzeihe mir!“

Sie legte beschwichtigend die Hand auf seine Stirn.

„Sei vernünftig, Egon,“ mahnte sie, und als er nicht aufhören wollte, ihre Hände zu küssen und sie mit hundert Liebesnamen zu rufen, sagte sie leise:

„Versprich mir, daß Du immer zu mir kommen willst, wenn irgend ein Zweifel Dich quält, versprich mir, immer vollkommen wahr zu sein, willst Du das, Egon?“

„Ja, Mama, das verspreche ich.“

„Und Du wirst es nicht vergessen?“

„Niemals!“

Sie küßte seine Stirn und schickte ihn auf sein Zimmer. Sie fühlte, daß er in diesem Augenblick älter war als seine Jahre, und sie hatte auch nicht wie zu einem Kinde zu ihm gesprochen. Sie war kaum weniger erregt als er, und als sie allein war, faltete sie unwillkürlich die Hände und flüsterte:

„Gott sei Dank, daß ich ihm so antworten konnte! Er hat ein heißes, leidenschaftliches Herz, einen kühnen Geist und Talent zu Allem, was er beginnt. Er kann ein ganzer Mann werden, wenn er sich normal entwickelt, aber gerade für ihn wird das Leben mehr Gefahren bringen als für weniger begabte Naturen. Er bedarf der ganzen und ungetheilten Sorge einer Mutter — Gott sei Dank, daß ich sie ihm widmen kann!"

Dennoch kehrten ihre Gedanken, als sie jetzt allein und unbeschäftigt war, bald zu Hektor Raubach zurück. Sie war gewohnt, sich selbst über ihr Thun und Lassen strenge Rechenschaft abzulegen, und sie fragte sich jetzt, ob es nicht vielleicht Selbstsucht und verletzte Eitelkeit sei, was sie so sehr gegen ihn erbitterte.

„Wer ist ganz ohne Selbstsucht?" seufzte sie, „und wenn ich ehrlich gegen mich bin, so glaube

ich fast, daß jede Wahl, die er in so kurzer Zeit getroffen hätte, mich gekränkt haben würde. Aber nein — das wäre thöricht — ja geradezu niedrig gewesen, denn nachdem ich klar erkannt hatte, daß ich ihm keine Häuslichkeit bieten konnte, durfte ich es ihm nicht verargen, wenn er sich einer andern Frau zuwandte. Nur diese — daß es gerade diese sein mußte, eine Frau, die ich nicht achten kann, bei der die Berechnung die Stelle des Herzens vertritt, die ihn nicht glücklich machen kann und nicht glücklich machen wird — o, es ist so hart, daß er gerade sie wählte, daß sie den Namen Raubach tragen, mir als Verwandte begegnen soll!"

Starr blickte sie vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein, das soll sie nicht," sagte sie, „das soll sie nicht. Hektor mußte wissen, daß er durch diese Wahl mit mir vollkommen brach, daß mein Haus sich dieser ‚Cousine' nicht öffnen kann. Und es wird ihr verschlossen bleiben — mein Sohn soll im Hause seiner Mutter nur reine und gute Eindrücke empfangen, und wenn ich ihm später die Berührung mit diesen Verwandten nicht ersparen kann, so sollen sie ihm doch fern gehalten werden, so lange das in meiner Macht steht!"

Mit diesem Entschluß legte Gräfin Hedwig sich zur Ruhe, und, wie ihr Vetter Hektor gesagt hatte, es war schwer, sie andern Sinnes zu machen, wenn sie einmal das Rechte und Bestimmende für ihre Handlungsweise gefunden zu haben glaubte.

IV.

Im Schlosse von Modozin hatten mehrere hauptstädtische Tapezierer und Dekorateure einige Wochen hindurch ihr Wesen getrieben, um die Gemächer der nunmehrigen Gräfin Hektor Raubach mit allen luxuriösen Erfindungen der Neuzeit zu versehen, an die sie sich gewöhnt hatte und die sie nicht vermissen mochte. Im Herbst hielt sie selbst ihren Einzug in das Haus, in welchem sie schon so oft als herrschender Gast geweilt und zu dessen wirklicher Herrin sie sich nun gemacht hatte.

Margitta berechnete, daß die Damen der Nachbarschaft ihre Besuche wahrscheinlich nicht erwiedern würden, und da sie sich einem solchen refus nicht aussetzen wollte, unterließ sie dieselben lieber ganz.

„Diese Aristokratinnen, die nur die Luft ihrer Kinderstuben und ihrer Salons geathmet haben, und deren Gesichtskreis ungefähr die Weite eines Dessertellers erreicht, sind nicht für mich,“ sagte sie zu

ihrem Gatten. „Ich langweile mich zu Tode in ihrer Gesellschaft und sie entsetzen sich über die meine — wir wissen nichts mit einander anzufangen, also gehen wir uns lieber aus dem Wege. Aber laden wir unsere gemeinschaftlichen Freunde zur Jagdzeit ein, schaffen wir uns unsere Geselligkeit im Hause und amüsiren wir uns en garçon!“

Graf Hektor war es zufrieden. Mit Ausnahme seiner Cousine Hedwig hatte auch er nie Geschmack an den Damen der Nachbarschaft gefunden, und daß er Jener einmal gehuldigt und sogar an eine ernstliche Verbindung mit ihr gedacht hatte, das kam ihm jetzt wie ein unüberlegter Jugendstreich vor, wie etwas, das weit, weit hinter ihm läge, obgleich in Wahrheit erst wenige Monate seitdem vergangen waren. Gräfin Hedwig hatte seine Vermählungsanzeige mit keinem Worte erwiedert, und ihrem Vetter damit angedeutet, daß sie keine Notiz von seiner Frau zu nehmen denke.

„Nun, ich brauche sie ja nicht,“ sagte sich Graf Hektor, „unsere Ziele gehen eben auseinander, und es ist ja nicht nöthig, daß Eines dem Andern seinen Schatten in den Weg wirft.“

In Wahrheit fühlte er seiner Cousine gegenüber eine gewisse Beschämung, aber dieses Gefühl war

ihm ebenso neu als lästig und er fand es bequemer, sich selbst glauben zu machen, daß er eigentlich Ursache habe, ihr zu zürnen, und daß er dieß auch thue.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß auch ein Besuch in Dromnitz unterblieb und Modozin sich somit vollständig von seiner Nachbarschaft isolirte. Man war aber deßhalb nicht weniger lustig dort. Die Jagdgäste waren eingetroffen, Margitta hing selbst ein leichtes Gewehr über die Schulter und nahm Theil am edlen Waidwerk, als Kamerad ihrer Gäste. Kehrte man dann zurück, so machte sie brillante Toilette und empfing die Herren als liebenswürdigste Wirthin.

Der Koch lieferte Meisterstücke von pikanten Menus, welche durch den reichbesetzten Weinkeller des Grafen noch gehoben wurden, und nach dem Diner spielte man auf dem großen Kiesplatz vor dem Schloß bei Fackelbeleuchtung Crocket. Die Gäste waren entzückt, Margitta amüsirte sich und Graf Hektor war zufrieden. Doch man wohnt einander nicht so nah, wie Dromnitz und Modozin lagen, ohne sich einmal einen Schatten auf den Weg zu werfen.

In der benachbarten Kreisstadt gab eine Schau=

spielertruppe Vorstellungen und erregte Aufsehen durch die drei Kinder des Direktors, welche in kleinen Stücken, die eigens für sie zurecht gemacht waren, auftraten und großen Beifall fanden. Willy Herbenstein, Margitta's Sohn, hatte davon erzählen hören und beschloß, sich die Sache einmal in der Nähe anzusehen. Was aber der hübsche Blondkopf einmal beschlossen hatte, das wußte er auch gewöhnlich bei seiner Mutter durchzusetzen, und diese Frau, die sich ihrer Macht über Männer so wohl bewußt war, und die diese Macht so gut zu benützen verstand, sie war dem Knaben gegenüber machtlos. So kam es, daß Margitta eines Morgens ihrem Mann und ihren Gästen vorschlug, einen Theaterbesuch in der kleinen Stadt zu machen.

„Ich möchte Sie, Graf Finkenstein, einmal in einem Parterre von Spießbürgern sitzen sehen, und Sie, Marquis, der Sie alle Dinge nur nach Pariser Verhältnissen messen, Sie möchte ich dieser Bühne gegenüber beobachten,“ scherzte Margitta. „Denken Sie nur, welches Aufsehen wir erregen werden, und welche Toiletten man zu sehen bekommen wird, und welche Physiognomieen; o, die Komödie vor dem Vorhang wird jedenfalls besser sein, als die auf den Brettern!“

Graf Hektor zuckte zuerst die Achseln, aber Margitta's gute Laune steckte ihn bald an, man scherzte und lachte über die Theaterfahrt und unternahm sie schließlich wirklich.

„Da bekommt man ja auch einmal das kleine Fräulein zu sehen," bemerkte der Marquis, auf den Wagen deutend, in welchem die Kinder mit Hauslehrer und Gouvernante Platz nahmen. „Sie halten sie sonst unter strengem Verschluß, Gräfin."

„Das heißt, ich lasse Nora weder mit auf die Jagd gehen, noch um sechs Uhr zu Mittag essen, oder bis um elf Uhr Abends Crocket spielen," lachte Margitta. „Da Sie aber bis zu Mittag schlafen, wenn Sie nicht auf der Jagd sind, so ist es natürlich, daß Sie das Kind nicht zu sehen bekommen."

„Sie wird einmal eine höchst pikante Schönheit werden, diese Kleine," sagte der Marquis, sein Monocle vor das Auge klemmend.

„Sie hat vorläufig rothe Haare," erwiederte Margitta.

„Wie können Sie diese Farbe roth nennen! Goldbraun sind sie und dazu der Kontrast der dunklen Augen und dieser, ich möchte sagen, ägyptischen geradlinigen schwarzen Brauen — sie wird einmal frappirend sein, die kleine Nora."

Margitta zuckte die Achseln, aber sie lächelte dabei, denn sie war von der Erfüllung dieser Prophezeihung überzeugt. Sie bestieg ihren Wagen und lachte über den großartigen Zug, den der zu erwartende Kunstgenuß in Bewegung gesetzt hatte; die Herren malten sich die erstaunten Gesichter der Kleinstädter aus, und endlich langte man in bester Laune in der Stadt an, wo der Zug allerdings einiges Aufsehen erregte.

Es war indeß schon ziemlich spät geworden, und als man das Theater erreichte und Graf Hektor die ganze erste Reihe der Plätze für sich und die Seinen verlangte, gab man ihm zur Antwort, daß ein Theil dieser Plätze durch die Frau Gräfin Raubach aus Dromnitz belegt wäre, welche kurz vor den Herrschaften angekommen sei. Unwillkürlich begegneten sich die Augen Margitta's und Hektor's. Aber die ersteren funkelten dabei lustig und übermüthig, als mache es ihr Freude, jetzt, wo sie sicher fühlte, der Frau zu begegnen, die es gewagt hatte, einmal den Kampf mit ihr aufzunehmen. War doch Hedwig voraussichtlich allein, und sie trat ihr entgegen mit einem glänzenden Gefolge von Kavalieren am Arme ihres Gatten, den Jene, wie sie jetzt wußte, zwar um einer „Grille" willen ausgeschlagen, den sie aber

doch, wie sie ebenfalls aus Hektor's Aeußerungen zu wissen glaubte, geliebt hatte, und den sie sicher auch erhört hätte, wenn er nur noch einmal zurückgekehrt wäre.

Auf Hektor's Stirn lag eine Wolke. Der Theaterbesuch war ihm verleidet durch diese Nachricht. Aber jetzt umzukehren, das war unmöglich, der Gäste wegen. Margitta legte leicht ihren Arm in den seinen.

„Eh bien, en avant!“ flüsterte sie.

Die Thüren wurden geöffnet; im nächsten Augenblick stand Hektor seiner Cousine gegenüber.

Gräfin Hedwig zuckte leicht zusammen, als sie ihn so unerwartet plötzlich vor sich sah, aber sie beherrschte sich vollkommen, und nichts verrieth ihre Bewegung, während sie Hektor's Gruß mit einer leichten Neigung des Kopfes beantwortete. Gleich darauf ging der Vorhang auf und verkürzte diese peinliche Begrüßungsszene. Einem unwillkürlichen Impulse folgend, wurden die Kinder Margitta's als neutrale Elemente zwischen die Gruppen Raubach-Dromnitz und Raubach-Modozin geschoben, und Egon, der im ersten Moment aufgesprungen war und seinem Onkel die Hand gereicht hatte, betrachtete nun einigermaßen verwundert das kleine, dunkeläugige Mädchen an seiner Seite, welche viel besser über die Be-

ziehungen zwischen ihren beiderseitigen Familien aufgeklärt zu sein schien als er, und ihre Bemerkungen darüber ihrem Bruder in die Ohren zischelte.

Im ersten Zwischenakt redete Willy ihn an und die Unterhaltung zwischen den Kindern, welche alle drei lebhaft und durch das Theaterspiel angeregt waren, kam schnell in Gang.

Margitta lächelte, als sie es bemerkte. Hedwig fühlte sich unangenehm berührt, aber ihrem feinen Gefühl widerstrebte es, irgendwie Aufsehen zu erregen, und da das Theaterspiel der Kinder nur noch einen Akt hindurch währen sollte, so hatte sie beschlossen, bis zum Schluß desselben zu bleiben und dann erst das Theater zu verlassen, wie es von Anfang an ihre Absicht gewesen war.

Graf Hektor erhob sich von seinem Platz; die Rücksicht auf das Publikum erforderte, daß er einige Worte mit seiner Cousine wechselte, und die Anwesenheit einer alten Verwandten derselben, welche neben ihr saß, erleichterte ihm die Erfüllung dieser Höflichkeitsform. Gräfin Hedwig antwortete freundlich, aber ohne seiner Begleitung auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Es war, als habe sie dieselbe gar nicht bemerkt. Beide athmeten erleichtert auf, als die Klingel des Regisseurs den zweiten Akt anmeldete,

und Hektor zu seinem Platz zurückkehren konnte. Sobald der Vorhang sich zum zweiten Mal senkte, erhob Gräfin Hedwig sich und schritt dem Ausgang zu. Noch einmal erwiederte sie Hektor's Gruß; für die Fernerstehenden konnte es aussehen, als habe sie auch Margitta gegrüßt, welche sich verneigte, als sie vorüberschritt. Diese selbst aber wußte, daß sie an ihr vorübergeblickt hatte, als säße sie gar nicht da. Am Ausgange wandte Egon sich noch einmal um und lächelte Willy und Nora zu. Gräfin Hedwig legte ihre Hand hastig auf die Schulter des Knaben, ihn eiliger fortziehend, und Margitta bemerkte das Eine wie das Andere. Mit einer heftigen Bewegung klappte sie ihren Fächer zu und in ihren Augen blitzte ein Strahl von wildem Haß auf gegen die Frau, die so unnahbar stolz an ihr vorübergeschritten war, und welche selbst die Berührung mit ihren Kindern zu scheuen schien. Hätte Gräfin Hedwig sich gleich bei ihrem Eintritt in den Saal schroff erhoben, um ihn zu verlassen, wäre sie Hektor unfreundlich begegnet, oder hätte sie sonst einen Eclat herbeigeführt, Margitta würde die Achseln gezuckt und über die „zurückgesetzte" Liebe ihres Mannes gelacht haben. Aber diese vollkommene Höflichkeit, diese unnahbare Würde brachte sie auf.

„Sie breitet ihre Hand über ihren Sohn aus, als müsse sie ihn vor der Berührung meiner Kinder wie vor unreinen Geistern bewahren,“ dachte sie. Und plötzlich zuckte es dämonisch durch ihren Kopf.

„Wie, und wenn nun dieser Sohn gerade die Berührung mit diesen Kindern suchte? Wenn Nora schön würde, wie sie es verspricht — und wenn dieser wohlerzogene, wohlgehütete Egon eines Tages fände, daß gerade sie die passendste Herrin für Dromnitz wäre?“

Margitta lächelte, ihre Augen glänzten, sie hatte plötzlich ihre gute Laune wieder gewonnen.

„Ich schlage vor, daß wir jetzt ebenfalls nach Hause fahren,“ sagte Graf Hektor. Margitta hatte nichts dagegen einzuwenden und Junker Willy mußte sich dießmal der Majorität fügen.

Auf der Nachhausefahrt dachte Margitta zwischen dem leichten Geplauder des Marquis, der sie begleitete, über die Begegnung des heutigen Abends nach, und die Vorstellung, welche sie durchzuckte, als Gräfin Hedwig ihre Hand wie schützend über ihren Sohn breitete, trat wieder vor ihre Seele.

„Er wird keine schlechte Partie sein, der kleine Majoratsherr von Dromnitz,“ dachte sie, „und wenn Nora schön und klug wird, wie sie es verspricht —

Ah, wir sind noch nicht mit einander fertig, meine stolze Cousine, warten wir es ab — warten wir es ab!"

Sie saß dabei in ihrem Wagen zurückgelehnt, in die weichen Falten ihres weißen Mantels geschmiegt, und schien lächelnd dem Geplauder des Marquis zu lauschen. Sie verstand es meisterhaft, selbst wenn ihre Gedanken ganz anders beschäftigt waren, liebenswürdig zuzuhören, und der Marquis gehörte zu den Menschen, welche dieses Talent am höchsten zu schätzen wissen, weil sie sich nur amüsiren, wenn sie, wie der Kukuk, ihre eigene Stimme hören. — —

Auch Gräfin Hedwig wurde es schwer, den Eindruck zu überwinden, den diese Begegnung auf sie gemacht hatte. Das Bild dieser blonden Frau, welche sie heut zum ersten Mal gesehen, hatte sich ihr tief eingeprägt, sie fühlte instinktiv, daß sie in ihr einer feindlichen Macht begegnet war. Und doch — wie konnte ihr Weg und der Weg jener Frau sich kreuzen? Hatten sie doch nichts gemein miteinander, denn wenn Jene sich zur Priesterin des Genusses machte, so war die Richtschnur für Gräfin Hedwig's Lebensweg die Pflicht. Was konnten sie Beide sich geben oder nehmen?

„Mama, warum komme ich nicht manchmal mit

Willy und Nora zusammen?“ fragte Egon, sie aus ihrem Nachsinnen weckend. „Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Onkel Hektor jetzt zwei Kinder hat.“

„Onkel Hektor ist erst seit Kurzem von seiner Reise zurückgekehrt,“ antwortete sie ausweichend.

„Aber warum hast Du mir nicht erlaubt, die neue Tante zu begrüßen?“

Gräfin Hedwig schwieg einen Augenblick, dann sagte sie schroff und hart, wie Egon sie nie hatte sprechen hören:

„Die Frau Deines Onkels und ich, wir passen nicht zu einander. Warum das so ist, das kann ich Dir jetzt nicht erklären, aber Du wirst es verstehen, wenn Du größer bist.“

„Hat sie etwas Böses gethan?“

„Frage jetzt nicht darnach, denn ich kann Dir doch nicht antworten. Aber glaube mir, es ist besser, wenn wir uns nicht begegnen.“

Egon schwieg, denn er wußte, daß keine Widerrede galt, sobald seine Mutter einmal so bestimmt sprach wie jetzt. Aber seine Phantasie war angeregt und seine Gedanken beschäftigten sich nun nur um so lebhafter mit den „neuen Verwandten“, von denen seine Mutter nichts wissen wollte.

Am andern Tage kam er ganz aufgeregt von

einem Spazierritt nach Hause und stürmte in Gräfin Hedwig's Zimmer mit den Worten:

„Denke Dir, Mama, ich habe sie heut begegnet! Und Nora reitet auch, denke nur, sie saß auf einem kleinen, ganz weißen Pferde, und das Haar fiel ihr dabei offen auf den Rücken und ringelte sich in lauter Locken, und wenn die Sonne darauf schien, sah es aus wie Goldfäden. Und sie sitzt so fest und reitet so gut, daß man kaum mitkommen kann.“

„Du bist mit den Herbenstein'schen Kindern zusammen gewesen? Ihr seid Wette geritten?“ fragte Gräfin Hedwig erschrocken.

„Ach ja, Mama, ich weiß eigentlich nicht, wie das kam, denn zuerst, als ich sie im Schonowitzer Wald, Du weißt, an der Grenze von Dromnitz, begegnete, da dachte ich, daß es Dir nicht lieb sein würde, wenn ich mit ihnen ritte. Ich habe wirklich daran gedacht, Mama, aber — aber — ja, siehst Du, die Sonne schien so schön, und sie waren so lustig, und ich wollte ihnen gern mein Pferd zeigen, und da ist es nun so gekommen, daß ich doch mitritt. Aber Du kannst mir glauben, Mama, Willy und Nora sind auch sehr nett. Denke Dir, Nora ist dreimal über einen Graben gesprungen, und zuletzt wurde ihr Pferd dabei müde und fiel auf die Kniee.

Sie war nicht ein bischen erschrocken, sie brachte es sofort wieder in die Höhe, und als ich aus dem Sattel sprang, weil ich dachte, ich würde ihr helfen müssen, da lachte sie und schüttelte ihre Locken, daß sie in der Sonne nur so blitzten. Das ist ein ganzes Mädel, so eins habe ich noch nicht gesehen. Ich wünschte, ich hätte auch so eine Schwester!"

Gräfin Hedwig gab es einen Stich in's Herz, ihren Sohn in solchem Entzücken von den Kindern Margitta's sprechen zu hören. Aber während Egon's begeisterter Schilderung hatte sie schnell überlegt, daß ein tadelndes Wort von ihr jetzt völlig nutzlos sein und den Knaben nur noch mehr aufregen würde. In acht Tagen sollte er ja schon auf das Gymnasium übersiedeln, da war er vor den Herbensteins sicher, und jetzt, das fühlte sie wohl, war es am besten, Egon's Entzücken sich ruhig verrauchen zu lassen, ohne es hemmen zu wollen. Bald würde es ja ohnehin anderen, neueren Eindrücken weichen.

„Bist Du mir böse, Mama?" fragte Egon, als sie auf seinen Bericht schwieg.

„Nein," sagte sie freundlich. „Ich finde es natürlich, daß Du Dich mit den lustigen Kindern amüsirt hast. Das Reiten wird nun ohnehin bald

für Dich aufhören, mein armer Junge, denn ein Reitpferd nehmen wir natürlich nicht in die Stadt mit."

Damit waren Egon's Gedanken schon in eine andere Bahn gelenkt. „Ach ja, die dumme Stadt!" seufzte er. „Schade, daß wir jetzt gerade dahin müssen."

„Nun, die Stadt wird auch manches Hübsche mit sich bringen. Du wirst mit Knaben Deines Alters zusammenkommen, und wir werden unser eigenes gemüthliches Heim dort haben."

„Freilich, ich habe es darin gut. Willy kommt zum Beispiel in das Kadettenkorps; das muß schauderhaft sein."

Zu dem Dromnitzer Majorat gehörte ein schönes Haus mit großem Garten in der Provinzialhauptstadt, und Gräfin Hedwig hatte sich entschlossen, dorthin überzusiedeln, um ihren Sohn nicht den Fatalitäten der Gymnasialpensionen auszusetzen.

Jetzt begrüßte sie diese Uebersiedelung freudig, denn dieselbe enthob sie und Egon weiteren Begegnungen mit der Familie ihres Vetters; aber so ruhig sie auch Egon gegenüber erschienen war, so war sie doch erregt durch dieß abermalige Zusammentreffen ihres Sohnes mit den Kindern

Margitta's. War dieß der Punkt, in welchem sich ihr Weg mit dem von Hektor's Gattin kreuzen konnte?

Gräfin Hedwig war eine warme und innige, aber keine leidenschaftliche Natur. Sobald aber dieser Gedankengang in ihr angeregt war, fühlte sie, wie das Blut in ihren Schläfen pulsirte, und sie erhob die Hände wie zur Abwehr eines dunklen Schreckbildes, das plötzlich vor ihr aufstieg. Egon's Schilderung war so lebhaft gewesen, daß sie das schwarzäugige Kind mit den schimmernden Locken auf dem weißen Pferde dahinjagen zu sehen meinte: Egon ritt an ihrer Seite; aus dem Kinde wurde ein üppiges Mädchen, das Egon winkte und ihn in toll verwegenem Ritte mit sich fortriß. O — nur das nicht — nur das nicht! Es war Gräfin Hedwig, als habe eine kalte Hand nach ihrem Herzen gegriffen, als fühle sie dort noch die schmerzende Berührung. Aber sie zwang sich selbst zu ruhigem Nachdenken.

„Thorheit," sagte sie sich, „wie kann mich das erschrecken? Egon ist vierzehn Jahre alt — er ist ein Kind und viel mag sich ändern, ehe die ferne Zukunft zur Gegenwart wird."

Aber so sehr ihre Vernunft sich gegen das Schreckbild der Zukunft, das Egon's Schilderung

vor ihr heraufbeschworen hatte, auch sträubte, sie konnte es nicht ganz vergessen, und sie wußte, daß, ob die Zukunft auch viel ändern könne, sie doch das innerste Empfinden ihres Herzens nicht ummodeln würde.

V.

Seit Gräfin Hedwig's Uebersiedelung nach der Stadt waren mehrere Wochen vergangen. Egon hatte sich schnell in die neuen Verhältnisse zu finden gewußt, und seine Mutter hatte die ruhige Sicherheit, welche der Einfluß ihres Vetters Hektor eine Zeitlang zu erschüttern drohte, vollkommen wieder gewonnen. Wenn man seine Kräfte einem bestimmten Ziele widmet, so paßt man ihm auch gern seine Gewohnheiten an. Gräfin Hedwig's Ziel war die möglichst normale Erziehung ihres Sohnes; und da für dieselbe der Aufenthalt in der Stadt jetzt erforderlich war, so gestattete sie sich nicht einmal einen Vergleich zwischen Dromnitz und ihrem jetzigen Wohnort. Der letztere war eben eine Nothwendigkeit, und damit war für sie alles Nachdenken darüber, ob er angenehm sei oder nicht, vollkommen abgeschnitten.

Sie nahm Theil an Egon's Arbeiten, sie suchte

Verkehr mit einigen Familien, deren Söhne ihr passend als Umgang für ihn erschienen, und sie war zufrieden, zu sehen, wie er sich körperlich und geistig gesund entwickelte.

„Mama hat Dromnitzer Luft mitgenommen und in ihrem Hause ausgepackt," sagte Egon. „Wenn ich die Hausthür schließe, so bin ich zu Hause und brauche gar nicht zu wissen, daß die Stadt dahinter lärmt."

Er sollte es aber doch erfahren, was es mit dem „Lärm der Stadt" und mit dem Unterschiede zwischen ihr und seinem stillen Dromnitz auf sich habe.

Eines Tages blieb er länger aus als gewöhnlich, und Gräfin Hedwig begann schon unruhig in dem Gartensalon auf und ab zu gehen, denn die Stunde, in welcher das Gymnasium geschlossen wurde, war längst vorüber.

Da wurde die Hausklingel heftig in Bewegung gesetzt. Gräfin Hedwig eilte auf die Thür zu, und im nächsten Augenblick stürzte Egon mit erhitztem Gesicht und wirrem Haar in's Zimmer.

„Hurrah, Mama," rief er, seine Mutter stürmisch umarmend, „hurrah, wir haben eine Schlacht geschlagen und gewonnen!"

Zugleich wurde ein schlanker junger Mann von

etwa achtzehn Jahren in der offen gebliebenen Thür sichtbar, und ehe Hedwig noch Zeit gehabt hatte, Egon zu fragen, oder ihm Vorwürfe über seine Wildheit zu machen, hatte dieser sich umgewandt und die Hand des jungen Mannes erfaßt.

„Er hat mich herausgehauen, Mama,“ rief er dabei eifrig.

Das hübsche, offene Gesicht des Fremden röthete sich ein wenig, aber er erwiederte schnell:

„Es war nicht der Rede werth, und denken Sie nur nicht, daß ich mich hieher habe führen lassen, um mir einen wirklich unverdienten Dank zu holen. Aber dieser Egon Raubach da gefällt mir, und ich lerne gern Menschen kennen, die mir gefallen.“

„Aber was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte Hedwig, über diese ungezwungene Erklärung lächelnd und etwas erstaunt von Einem zum Andern blickend.

Der Fremde schien diese Frage an sich gerichtet zu halten, denn er schnitt Egon's Antwort mit den Worten ab:

„Er,“ womit er auf Egon wies, „hat einem Burschen einen Stockschlag gegeben, weil Jener einen Hund vor einem Karren abscheulich mißhandelte. Andere Bursche — common people — haben das

nicht leiden wollen. Er" (wieder ein Hinweis auf Egon) „war allein gegen Vier — da stellte ich mich zu ihm."

„Und wir haben tüchtig gehauen, Mama," rief Egon dazwischen, und der Fremde fuhr in ruhigem Geschäftston fort:

„Die Burschen liefen davon, ein Schutzmann kam dazu, als Alles vorbei war, und dann bin ich mit diesem jungen Gentleman hiehergegangen, weil er mir gefiel und weil er sagte, daß er in Amerika geboren wäre."

„Jedenfalls waren Sie freundlich gegen meinen Sohn, und ich danke Ihnen dafür," sagte Gräfin Hedwig, während der Fremde eine abwehrende Bewegung machte. „Darf ich aber nicht wissen, wie sein ‚Helfer in der Noth' sich nennt?"

Ein Lächeln zuckte über das jugendliche Gesicht des „Helfers", der das Deutsche sehr fließend, aber doch mit einem leichten fremden Accent sprach.

„O, ich habe wirklich nicht daran gedacht, mich vorzustellen — ich bitte um Verzeihung," sagte er, Gräfin Hedwig eine Karte, die er aus der Rocktasche zog, hinreichend.

„Sie führen einen deutschen Namen," sagte sie mit einem Blick auf diese Karte. „Ich würde Sie

fast für einen Amerikaner, oder für einen Engländer gehalten haben."

„Indeed," rief er und sein ganzes frisches Gesicht lachte vor Vergnügen. „Sie haben einen richtigen Blick, und wirklich, ich wäre nicht mit Ihrem Sohne gekommen, wenn ich nicht gehofft hätte, Landsleute zu finden."

„Seien Sie uns immerhin willkommen, wenn wir uns auch nicht ganz als Ihre Landsleute betrachten können," sagte Gräfin Hedwig, der das offene, ungekünstelte und doch bescheidene Wesen des jungen Amerikaners gefiel. „Mein Sohn ist allerdings in Amerika geboren, aber wir waren nur wenige Jahre drüben, und er ist ein Deutscher wie ich und sein verstorbener Vater."

„Aber Sie waren doch drüben, und ich bin erst seit kurzer Zeit hier und habe noch keinen Menschen gefunden, der meine Heimat kennte. Sie sind mir nicht böse, daß ich so ohne Weiteres in Ihr Haus kam?"

„Gewiß nicht," sagte Gräfin Hedwig, seinen geraden, treuherzigen Blick erwiedernd. „Aber wenn Sie Amerikaner sind, wie kommt denn das ‚von' vor Ihren Namen? Und der ganze Name klingt so deutsch: ‚Robert von Sennhausen', Sie stammen jedenfalls aus unserem Vaterlande."

„Ja, die Karte!“ sagte Robert; „in Wahrheit, der Name, der da geschrieben steht, erscheint mir selbst so fremd, als sei es nicht der meine. Mein Großvater, der aus Deutschland auswanderte und auf dessen Wunsch ich besonders hieherkam, hat diesen Namen da stechen lassen und schreibt sich ebenso. Mein Vater aber nennt sich Mr. Senhouse, und wenn ich auch zugeben muß, daß die andere Schreibweise die ursprüngliche und richtigere sein mag, so ist diese mir doch geläufiger.“

„Senhouse,“ wiederholte Gräfin Hedwig, „Senhouse — der Name kommt mir allerdings bekannt vor. Ich glaube, mein verstorbener Gatte hatte Verbindungen mit einem Mr. Senhouse. Gibt es nicht ein Bankhaus gleichen Namens?“

„Senhouse und Wilston in New-Orleans,“ sagte Robert schnell, „so nennt sich das Haus, dessen Chef mein Vater ist.“

„Ganz recht, jetzt erinnere ich mich deutlich. Ich habe sogar einmal Ihren Vater gesehen.“

Und nach diesem ersten Anknüpfungspunkt fanden sich bald noch andere. Gräfin Hedwig schob dem jungen Amerikaner einen Sessel hin, zog Egon an ihre Seite, als müsse sie sich vergewissern, daß er wirklich ganz und heil aus seiner Straßenaffäre her-

vorgegangen sei, und ließ sich dabei von Robert erzählen, daß er hieher gekommen wäre, zunächst um an der hiesigen Universität, an welcher sein Großvater einst studirt habe, Kollegien zu hören und sich Land und Leute anzusehen. Wenn er die Ueberzeugung gewinne, hier warm werden zu können, so würde er später vielleicht Grundbesitz zu erwerben suchen, wenigstens sei dieß der innigste Wunsch seines Großvaters, welcher einst ein schönes Gut in dieser Provinz besessen habe; und da er, Robert, keine Neigung für das Bankgeschäft besitze, welches einst an seinem jüngeren Bruder einen würdigen Stellvertreter finden werde, so habe er sich entschlossen, es einmal mit der Geschmacksrichtung des Großvaters zu versuchen.

„Und wie hieß das Gut, welches Ihr Herr Großvater besaß?“ fragte Gräfin Hedwig.

„Es hieß Schönaich und lag im Kreise von O.“ —

„Dann kenne ich es gut,“ rief Gräfin Hedwig lebhaft. „Mein Schwiegervater, der alte Graf Raubach, kaufte es vor etwa zwanzig Jahren von einem Kommerzienrath Friedländer —“

„Ganz recht, an den verkaufte es mein Großvater, als er außer Landes gehen mußte. Großpapa gehörte nämlich im Jahre 48 zum Frankfurter

Rumpfparlament und wurde, wie all' seine Kollegen, zu schwerer Kerkerstrafe verurtheilt. Ich hoffe, Sie glauben deßhalb nicht, daß er ein Verbrecher gewesen ist — bei uns drüben läßt man jede Ansicht gelten, und um Ansichten handelte es sich ja damals eigentlich nur."

„O, wir sind auch duldsam in Betreff der Ansichten geworden," lächelte Gräfin Hedwig, „und wenn Ihr Herr Großvater jetzt zurückkehrte, er würde wahrscheinlich zu den Konservativen gehören, ohne seine Ansichten deßhalb verändert zu haben."

„Soviel ich bis jetzt Gelegenheit hatte zu beobachten, erscheint mir das auch so. Doch Sie sprachen vorhin von Schönaich. Gehört das Gut noch Ihrer Familie?"

„Allerdings, und Sie sollten es sich einmal ansehen, Herr von Sennhausen. Es wird Sie gewiß interessiren."

„Herrlich," rief Egon, in die Hände schlagend. „Wenn wir einmal zu den Ferien nach Hause fahren, müssen Sie uns besuchen! Nicht wahr, Mama?"

„Wenn das Herrn von Sennhausen Freude macht," sagte sie freundlich.

„O, große Freude!" rief Robert; und als er sich kurz darauf verabschiedete, war es, als schiede

nicht ein Fremder, sondern ein alter Bekannter des Hauses, der schon oft seinen Platz in diesem Salon eingenommen habe. Egon begleitete ihn bis zur Hausthür und ließ sich eine baldige Wiederholung seines Besuches versprechen, und als er dann zu seiner Mutter zurückkehrte, rief er, sie umarmend:

„Das wird mein bester Freund werden, Mama, gib Acht, das wird mein bester Freund!“

„Du Wildfang,“ bekam er zur Antwort, „läßt Dich auf unberufene Händel ein, wie ein kleiner Straßenbube, und glaubst dann, daß ein junger Mann, der so viel älter und verständiger ist als Du, Dich zum Freunde haben mag!“

„O Mama, er hat wacker mitgehauen, ich versichere Dich, und einen jüngeren Freund, als ich bin, möchte ich erst gar nicht.“

„Nun, wir werden ja sehen. Aber, Egon, das mußt Du mir versprechen, daß Du auf der Straße nicht wieder Händel anfangen wirst.“

„Nein, das werd' ich sicher nicht, Mama. Es muß nur nicht gerade irgend einem nichtsnutzigen Bengel einfallen, einen Hund vor meinen Augen todtprügeln zu wollen. Wenn so etwas passirt, stehe ich für nichts!“

Gräfin Hedwig schwieg, Egon's Eifer gefiel ihr,

und ein verzärteltes Muttersöhnchen wollte sie nicht aus ihm machen. Dennoch fühlte sie, wie gerade bei ihm die Gefahr, sich augenblicklichen Impulsen rückhaltlos hinzugeben, nahe lag, und daß es schwer sein würde, hier immer den rechten Mittelweg zu finden.

„Ein älterer Freund thäte ihm wohl noth und wird den besten Einfluß auf ihn ausüben," dachte sie, und dabei trat das Bild des jungen Amerikaners wieder vor ihre Seele.

VI.

Die Weihnachtszeit war herangekommen, und Gräfin Hedwig wollte die Festtage in Dromnitz zubringen. Egon war glücklich in dieser Aussicht, denn einen richtigen Weihnachten konnte er sich, wie er sagte, in der Stadt nicht vorstellen. Auf seine Bitten hatte Gräfin Hedwig ihm gestattet, Robert Sennhausen für die Festzeit einzuladen, und dieser hatte die Einladung gern angenommen.

„Da lerne ich doch auch einmal einen deutschen Weihnachten kennen, wie der Großvater ihn mir oft beschrieben hat," sagte er bei dieser Gelegenheit, und Egon sah ihn ob dieser weihnachtlichen Unkenntniß halb erstaunt und halb mitleidig an.

„Warum habt ihr denn Weihnachten nicht bei euch gefeiert?" fragte er, und Robert antwortete mit seinem ernsthaften, treuherzigen Gesicht, in dem keine Spur von tadelnder Kritik oder gar von Spott lag, daß seine Eltern keine Zeit dazu gehabt hätten.

Sobald die Schule geschlossen war, begab Gräfin Hedwig sich mit Robert und Egon nach Dromnitz.

„Mit meinen beiden Söhnen," sagte sie lächelnd, und Robert drückte ihr dankbar für diesen Titel so kräftig die Hand, daß ihr die Finger schmerzten. Egon's Prophezeiung in Betreff seiner Freundschaft mit Robert schien sich, trotz des in diesen Jahren immerhin bedeutenden Altersunterschiedes, in der That zu erfüllen. Der lebhafte Knabe, dessen Geist seinem Alter vorauseilte, und dem eine gewisse Gewandtheit der Formen angeboren zu sein schien, und der ruhige, etwas ungeschickte Robert, dessen deutsches, oft an das Sentimentale grenzendes Gemüth fortwährend mit seiner allein auf das Praktische gerichteten Erziehung im Konflikt lag, schienen eine eigenthümliche Anziehungskraft auf einander auszuüben, und Hedwig begünstigte diese keimende Freundschaft so viel als möglich.

Am Tage nach ihrer Ankunft durchwanderten die beiden jungen Leute das Schloß, den Hof und den Garten, Egon, strahlend vor Freude, alle die ihm lieben Plätze wiederzusehen, und Robert verwundert und aufmerksam Alles betrachtend, als sei er in eine neue Welt versetzt worden.

Vor den Ahnenbildern, welche in langen Reihen

den Vorsaal schmückten, stand er lange Zeit und meinte dann, es sei doch hübsch, zu wissen, wie all' Die ausgesehen hätten, die vor Einem gewesen wären, und sein Großvater habe wohl Recht: es sei ein Segen, auf dem Grund und Boden zu stehen, den schon die Urahnen besessen hätten.

„Wenn der Großvater von der Vergangenheit sprach, war mir's immer, als spräche er von einer Märchenwelt," sagte er. „Jetzt, seit ich Dromnitz kenne, verstehe ich, wie er es meinte."

Egon schüttelte den Kopf.

„Ich mache mir nicht viel aus dem, was früher war, und bin nur so gerade mit der Gegenwart zufrieden," sagte er.

„Du bist glücklich, Du hast eine Heimat," meinte Robert.

„Nun und Du? Hast Du keine?"

„Nein, eigentlich nicht; als ich hier herüberkam, gefiel mir's nicht und ich dachte, meine Heimat sei drüben in New-Orleans. Aber wenn ich jetzt an das Comptoir meines Vaters denke oder an den Salon meiner Mutter, da fühle ich, daß ich dort eigentlich auch nicht zu Hause bin. Am ersten war ich's noch im Stübchen des Großvaters."

„Höre, Robert, Dein Großvater muß aber ein

sonderbarer Mann sein. Wenn er so an seiner alten Heimat hängt, warum kommt er denn nicht zurück?"

„Ja, siehst Du, er will zurückkommen, wenn ich mich hier einrichte, denn er will sich nicht von der Familie losreißen, und mein Vater würde sich nie zu einer Uebersiedlung verstanden haben. 's ist sonderbar, daß mein Vater so ganz und gar Amerikaner ist, obgleich mein Großvater ihn doch erzogen hat."

„Wurde denn Dein Großvater gleich Kaufmann, als er nach Amerika ging?"

„Nein, er war Ingenieur und verwendete sein Wissen drüben praktisch. Mein Vater aber trat als Commis in das Handlungshaus, dessen einzige Tochter und Erbin er dann heirathete."

„So, Deine Mutter war also eine Erbin, da seid ihr reich, nicht wahr?"

„Mein Vater gilt dafür."

„Das ist schön! Da mußt Du Dir hier ein Gut kaufen, und da wollen wir als Nachbarn recht vergnügt leben. Schade, daß ich nicht eine Schwester habe, die Du heirathen könntest!"

Robert wurde roth und drückte seinem jungen Freunde kräftig die Hand. In diesem Händedruck

konzentrirte sich sein Gefühl immer, wenn er nicht gleich die rechten Worte fand, um sich auszusprechen.

Robert war übrigens nicht der einzige Gast von Dromnitz während der Festzeit.

Am Tage vor dem Fest traf noch eine Schwester des alten, verstorbenen Grafen Raubach ein, welche mit ihren drei Töchtern seit einer langen Reihe von Jahren gewöhnt war, die Festtage in Dromnitz zuzubringen.

Die verwittwete Majorin von Schellenberg war eine stattliche Matrone, deren kerzengerade Haltung ihre siebenzig Jahre und die mancherlei Sorgen einer vermögenslosen Offizierswittwe nicht zu beugen vermocht hatten. Ihre drei Töchter Philippine, Malwine und Rosalie bemühten sich nach Kräften, diese tadellose Haltung nachzuahmen, nur daß das, was bei der Mutter natürlich war, bei den Töchtern steif und gedrechselt erschien.

Egon empfing die Gäste seiner Mutter an der Hausthüre, begrüßte die vier Damen, deren jüngste das dreißigste Lebensjahr längst überschritten hatte, und führte sie in das Empfangszimmer, in welchem Robert mit verwunderten Augen zusah, wie die Majorin Gräfin Hedwig schallend auf beide Backen küßte, während die drei ältlichen jungen Damen die

Hand der Gräfin der Reihe nach an ihre Lippen führten und sich freuten, die liebe „Tante" wieder zu sehen. Darauf wurde er den Ankommenden vorgestellt, hielt den inquisitorischen Blick, mit welchem Frau von Schellenberg ihn musterte, standhaft aus, übersah das Erröthen Fräulein Rosaliens, welche „ganz erschrocken über die plötzliche Anwesenheit eines jungen Herrn war", ebenso vollkommen, wie die reservirte Haltung, welche die beiden älteren Schwestern der jungen Dame gegen den Fremdling in diesem Familienkreise sofort annahmen, und blickte mit einer Anwandlung von Neid auf Egon, welcher sich zwanglos scherzend zwischen den steifen Damen bewegte und auf ihre Bemerkungen über sein Wachsthum und Aussehen stets kecke und dabei doch nicht unliebenswürdige Antworten in Bereitschaft hatte.

Robert hielt sich möglichst lange in einer entfernten Fensterecke auf, bis der Kaffee, den man gemeinschaftlich einnahm, ihn den Damen näher brachte.

Nachdem viel von allerlei Vettern und Cousinen, in deren Verwandtschaftsgrade Robert sich vergebens zu finden suchte, die Rede gewesen war, richtete die Majorin Schellenberg ihre Fragen plötzlich an ihn direkt, indem sie nach einer flüchtigen Reminiscenz an seinen Großvater, den sie in der Jugend gekannt zu

haben glaubte, zu wissen wünschte, was für eine „Geborene“ Robert's Mutter gewesen sei.

„Miß Wilton,“ wiederholte sie auf Robert's Antwort hin, „Miß Wilton — mein Gott, es ist so schwer bei den englischen Namen, sich da hinein zu finden. Ein ganz einfach klingender Name hängt da oft mit einer der größten Adelsfamilien zusammen!“

„O, bei meiner Mutter war das nicht der Fall,“ sagte Robert vollkommen unbefangen, „mein Großvater mütterlicherseits war Kaufmann, ein self made man, der als armer Junge aus England herübergekommen und seine Carrière als Laufbursche eines Cigarrengeschäfts begonnen hatte.“

Er war so gewöhnt, die Carrière dieses self made man als eine sehr achtungswerthe bezeichnen zu hören, daß der Gedanke, Frau von Schellenberg rücke um dieser Carrière willen einen Schritt weiter von ihm weg, ihm gar nicht in den Sinn kam.

Er blickte mit seinen ehrlichen Augen gerade vor sich hin in das Gesicht Egon's, hinter welchem sich in diesem Augenblick hundert neckische Kobolde zu verbergen schienen, und sagte, da nach seinen letzten Worten eine kleine Pause entstanden war, so recht aus voller Ueberzeugung:

„Ja, es muß sehr schön sein, sich sagen zu

können, daß man Alles, was man hat, sich selbst verdankt, und mein Vater hat uns Mr. Wilton oft als Muster hingestellt.“

Egon überflog mit einem Blick die entsetzten Gesichter seiner Tanten, seine Lippen zuckten in verhaltenem Lachen, und als Gräfin Hedwig, um das Gespräch abzubrechen, daran erinnerte, daß es Zeit sei, an den Ausputz der Christbäume zu denken, da sprang er auf, um diese zu besorgen und den Lachkobolden draußen die Zügel schießen zu lassen.

Bald darauf wurden zwei große Tannenbäume in's Zimmer gebracht, Gräfin Hedwig öffnete einige Schachteln mit Konfekt, silbernen Netzen und vergoldeten Früchten und begann selbst die Bäume damit zu schmücken. Bald war der ganze Familienkreis in Thätigkeit, und die gemeinschaftliche Beschäftigung schien allmälig den unglücklichen, Cigarren austragenden Großvater Wilton in Vergessenheit zu bringen. Robert, der völlig ahnungslos geblieben war, äußerte sein Wohlgefallen und sein Erstaunen über die verschiedenen Christbaumdekorationen so unbefangen und sprach seine Freude, einmal einen richtigen deutschen Weihnachten mitmachen zu können, so herzlich aus, daß die drei Jungfrauen ihn von Minute zu Minute freundlicher anblickten und die

Majorin sogar einmal gegen Gräfin Hedwig äußerte: dieser junge Mann scheine in der That „bildungsfähig“, und es sei ein großes Glück für ihn, daß er einmal in ein „gutes Haus“ komme, wo ihm Gelegenheit gegeben würde, seine „entsetzlichen“ amerikanischen Ansichten abzulegen.

Am Abend, als man sich getrennt hatte, wurde zwischen Mutter und Töchtern beschlossen, daß man dem jungen Sennhausen die großväterlichen Ungeheuerlichkeiten nicht nachtragen und ihn in Anbetracht seines altadeligen deutschen Namens für voll ansehen, ja, zu seiner standesgemäßen Bildung nach Möglichkeit beitragen wolle.

„Kinder, es ist geradezu eine Mission, diesem jungen Mann das ‚noblesse oblige‘ in's Gedächtniß zurückzurufen, das seine Familie drüben in diesem abscheulichen Amerika vergessen zu haben scheint,“ sagte die Majorin, „und ich hoffe, daß ihr euch dessen bewußt seid.“

„Ja, es ist schrecklich, wie verwildert er ist,“ seufzte Fräulein Philippine.

„Aber dabei so gutherzig —“

„Und eigentlich sieht er doch auch recht vornehm aus,“ fielen die beiden jüngeren Schwestern ein.

Während dieser Berathung über den jüngsten

Gast von Dromnitz wurde dieser selbst von Egon über das Entsetzen, das er unwissentlich hervorgerufen hatte, aufgeklärt. Er blickte seinen jungen Freund erstaunt an und schüttelte den Kopf.

„Das ist ja Unsinn,“ sagte er, „was soll denn Schlimmes daran sein, daß mein Großvater Cigarren ausgetragen hat? Wenn er gestohlen hätte oder verhungert wäre, das wäre doch schlimmer für ihn gewesen!“

„Ja, aber Du kennst die Tante nicht mit ihrem ‚noblesse oblige‘, warte nur, sie wird Dir schon gelegentlich eine Vorlesung darüber halten.“

„Theilst Du und Deine Mutter die Ansichten der Damen?“ fragte Robert, seinen jungen Freund ernst und fast bekümmert ansehend.

„Nein,“ lachte dieser, „mein Papa hat sich bei einem Konsulat bei euch drüben als Schreiber oder als so etwas Aehnliches anstellen lassen, als Großpapa, der übrigens ein Bruder der alten Tante war, ihm hier das Leben so schwer machte, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und Mama sagt immer, jeder Mensch ist so viel als er leisten kann. Wenn Einer aber sich vom Laufburschen zum großen Kaufmann herauf arbeitet, so ist das doch gewiß eine Leistung.“

„All right," brummte Robert, mit dem Kopf nickend. „All right! Siehst Du, Egon, ich liebte eigentlich den Vater meiner Mutter, der erst vor drei Jahren gestorben ist, nicht sehr, und wenn ich mit ihm zusammenkam, so wußten wir gewöhnlich nichts Rechtes mit einander anzufangen. Aber — er ist ein Ehrenmann gewesen, und wenn Jemand glaubt, ihn verachten zu dürfen, so sage ich, daß dieser Jemand ein Dummkopf oder ein Narr ist! Das sage ich!"

Robert schlug dabei, wie bekräftigend, mit der Hand auf den Tisch und Egon blickte den sonst so ruhigen Freund, der plötzlich so heftig geworden war, erschrocken an und rief:

„Aber Robert, es ist ja ganz gleich, was die Tanten sagen, wie kannst Du das nur so ernst nehmen!"

Robert legte beide Hände auf die Schultern seines jungen Freundes, sah ihn einen Augenblick an, lächelte dann und sagte wieder ganz ruhig und freundlich:

„Ja, es ist gleichgültig, denn Deine Tanten sind mir fremd. Aber daß Deine Mutter nicht so denkt, das ist mir lieb — das ist mir sehr, sehr lieb! Denn von ihr würde mich's schmerzen und von Dir auch, Egon."

Der nächste Tag verging mit den Vorbereitungen zum Fest, und als man sich bei hereinbrechender Dunkelheit im Salon versammelte, da war Robert so erwartungsvoll zu Muthe, als solle ein Kindermärchen, das er bisher nur als solches gekannt, plötzlich zur Wirklichkeit werden. Er war dabei so einsylbig, daß die Majorin von Minute zu Minute ungeduldiger an ihren Haubenbändern zupfte, denn dieser „bildungsfähige junge Mann“ überhörte ihre besten, auf die geschickteste Weise angebrachten Sentenzen. Da die Hauptsorge des Aufbaues der Geschenke Gräfin Hedwig überlassen blieb, so hatte die Majorin Zeit, ihre Mission zu beginnen, aber als sie eben im besten Zuge war, ertönte eine Klingel, die Flügelthüren des großen Saales wurden geöffnet und strahlender Lichterglanz strömte in den Salon.

Zwischen den beiden lichterbedeckten Christbäumen stand eine lange, weißgedeckte Tafel, auf welcher die Geschenke für die Familie aufgebaut waren, während einige verdeckte Körbchen kleine Arbeiten der Cousinen für Gräfin Hedwig und einige Ueberraschungen, in Form von Büchern und Bildern, welche Egon für seine Mutter besorgt hatte, enthielten. Neben dieser Tafel stand eine fast noch längere und größere mit den Gaben für das Dienstpersonal, und dieser gegen=

über wieder eine mit Kinderkleidern, Schulbüchern und Spielzeug.

Während Gräfin Hedwig, wie eine gütige Fee ihre Gaben austheilend, von Einem zum Andern ging, hier die Handküsse der Leute, dort Egon's stürmische Umarmungen, den wohlgesetzten Dank der Cousinen und Robert's überkräftige Händedrücke entgegennahm, wurde die Thür nach dem Korridor geöffnet und, geführt von dem alten, weißbärtigen Schullehrer von Dromnitz, marschirte da eine Schaar armer Dorfkinder, ein fröhliches Weihnachtslied singend, in den Saal und stellte sich vor die letzte Tafel auf, um mit glückstrahlenden Gesichtern ihre Gaben in Empfang zu nehmen. Hinter den Kindern hinkten alte, gebückte Männer und Frauen in ärmlicher Kleidung in den glänzenden Saal. Sie Alle wußten, daß die Schloßherrin sie an diesem Abend so wenig vergaß wie ihren einzigen, geliebten Sohn; am Weihnachtsabend sollte es keine traurigen Gesichter in Dromnitz geben, und der Christbaum vereinigte unter seinen Zweigen Alt und Jung und Arm und Reich zu gemeinsamer Freude. — Gräfin Hedwig stand inmitten der Kinder, von denen jedes ihr Gewand oder ihre Hand küssen wollte, hier ein Wort der Ermahnung, dort eins der Aufmunterung an sie richtend,

und als nach den Kindern die Alten sie umdrängten, entzog sie sich auch diesem Danke nicht, und all' diese Augen, die sich glänzend oder thränenschimmernd auf sie richteten, schienen es anzuerkennen, daß sie das Geben so recht aus dem Grunde verstand.

Die Majorin, welche kerzengerade vor ihrem Platz stand, schüttelte den Kopf und meinte: die Dromnitzer Weihnachtsfeier sei früher angenehmer gewesen, da hätten all' „diese Leute" ihre Einbescheerung auf dem Korridor in Empfang genommen.

„Ich begreife nicht, was Hedwig für ein Vergnügen daran findet, all' das Volk hier herein zu bringen und die Luft mit dem widerwärtigen Parfüm, das diese Leute aus ihren dumpfigen Wohnungen mitbringen, zu verderben. Armes Volk ist weder hübsch anzusehen, noch angenehm zu riechen," sagte sie.

Fräulein Philippine riskirte einen Seufzer, der wahrscheinlich auch der „guten alten Zeit" galt, die sie ja noch mit erlebt hatte, aber Robert, der gerade daneben stand, rief:

„Aber ohne all' diese Menschen, was bliebe dann vom Weihnachtsfest? Zu den glänzenden Bäumen und den hübschen Geschenken gehören doch Menschen, die sich darüber freuen, und je mehr davon, desto

besser! Ich habe noch nie so viel frohe Gesichter auf einem Fleck zusammengesehen, und wenn ich einmal ein Gut habe, ich mache es ebenso, geradeso!"

Frau von Schellenberg hatte Robert noch nie so lebhaft sprechen hören. Sie blickte ihn fast erschreckt an und sagte dann:

„O, Sie können auch in unserem Kreise recht frohe Gesichter sehen, obgleich die Freude sich bei uns maßvoller äußert. Sehen Sie zum Beispiel, wie glücklich meine Rosalie über das schöne Bilderwerk ist, dessen Besitz schon so lange ihr größter Wunsch war."

„Ach ja," rief Fräulein Rosalie, „bitte, sehen Sie nur einmal diese prachtvollen Blumen und die sinnigen, reizenden Verse dazu. Ich könnte mich stundenlang in diese entzückenden Malereien vertiefen; bitte, Herr von Sennhausen, sehen Sie nur diese Rosenbouquets."

Robert beugte sich darüber.

„Recht hübsch," sagte er, „Sie malen gewiß und wollen sie als Vorlagen benützen."

„O nein, an solchen Kunstblättern erfreut man sich nur, ohne sich an eine Nachahmung zu wagen. Ich male wohl allerdings manchmal Kleinigkeiten, um

meine Freundinnen zum Geburtstag zu erfreuen, aber an so etwas wage ich mich nicht!"

„Sehen Sie, Herr von Sennhausen," begann die Majorin, welche ebenfalls dazu getreten war, „meine Rosalie ist eine große Kunstfreundin, nichts macht ihr so große Freude, als die Kunst, auf dem Papier, in Stein oder in Oel, das ist gleich, wenn es nur Kunst ist. Aber sie kann es sich eben selten gönnen, das arme Kind, denn unser Stand legt uns Verpflichtungen gegen die Außenwelt auf, deren Erfüllung all' unsere Mittel beansprucht, und ich bin stolz, sowohl von mir als von meinen Töchtern sagen zu können, daß wir uns dieser Verpflichtungen immer bewußt gewesen und ihnen stets nachgekommen sind."

Robert's Hand fuhr mit einer, ihm sonst nicht eigenen Unruhe über den gemalten Rosen hin und her, und als die Majorin zum so und so vielten Male an diesem Tage den Refrain hinzufügte: „Ja, man muß wohl Manches entbehren, aber, sehen Sie, Herr von Sennhausen, ‚noblesse oblige!'" — da brach er los, und die lange zurückgehaltenen Worte kamen unaufhaltsam über seine Lippen:

„Ich verstehe das ‚noblesse oblige', wie Sie es meinen, nicht, gnädige Frau, und wenn Fräulein

Rosalie zum Beispiel Fächer malte und sie an ein Geschäft verkaufte, so könnte sie sich für den Erlös recht viel Kunstwerke anschaffen, und —"

„Herr von Sennhausen!" unterbrach ihn die Majorin im Tone so ungekünstelten Entsetzens, daß Robert unwillkürlich schwieg und den Schluß seiner Rede für sich behielt.

Und als Gräfin Hedwig's und Egon's Dazwischentreten das Gespräch abbrach, und die alte Dame, im Innersten empört über die Zumuthung, daß die Tochter einer geborenen Gräfin Raubach Fächer verkaufen sollte, an ihm vorüberrauschte, da schlang er seinen Arm in den seines jungen Freundes und sagte leise:

„Du, ich habe mit Deiner Tante kein Glück, und ich habe es mit dem Fächermalen wirklich ganz ehrlich gemeint. Deine Tante hat heute öfter gesagt, daß sie aus ‚Standesrücksichten', wie sie das nennt, viel Ausgaben machen und dafür Manches, was ihr Freude bereiten würde, entbehren müßte; da fiel mir ein, wie viel ein paar Cousinen meiner Mutter als Bureaudamen, durch Stundengeben und auch durch Fächermalen verdienen, und ich dachte, wenn ihre drei Töchter so etwas thun wollten, so wäre ihr gleich geholfen. Und dann ärgerte es mich auch, daß sie mir immerfort

die französische Redensart vorhielt, und daß sie mich immer so halb bedauernd ansah, als wäre ich der ‚verlorene Sohn‘ oder so etwas Aehnliches, und da —“

„Ach, laß doch,“ rief Egon, „das ist ja ganz egal, aber hast Du schon meine Bücher gesehen?“

Robert mußte seinen reichen Aufbau bewundern, was er auch bereitwillig that, aber als er damit fertig war, sagte er:

„Daß ich auch gerade am heutigen Abend Deine Tante so kränken mußte, denn ich habe es wohl gesehen, daß sie ganz blaß geworden ist über meine Fächeridee! Im Grunde ist es ja eine Thorheit von ihr, und ich hatte Recht, aber — leid thut es mir doch!“

In diesem Augenblick trat James mit einem Korbe voll der prächtigsten frischen Weintrauben und Pfirsiche in den Saal.

„Die jungen Herrschaften aus Modozin schicken das mit einer Empfehlung an unsern jungen Herrn Grafen,“ bestellte der alte Diener, vor Gräfin Hedwig stehen bleibend.

„O wie schön,“ rief Egon, der die Botschaft gehört hatte, „und wie freundlich von Willy und Nora! Mama, darf ich ein schönes Bouquet bestellen, das schönste, was nur der alte Werner aus

unserem Treibhause zusammenstellen kann, und es der kleinen Nora schicken?“

Gräfin Hedwig war es, als breite sich ein kalter Nebel über die frohen Empfindungen dieses Abends, und, einer plötzlichen leidenschaftlichen Erregtheit nachgebend, sagte sie auf Egon's Bitte kurz und herrisch:

„Nein, der Bote kann sogleich zurückgehen und — und, bestellen Sie, daß Graf Egon danken lasse.“

Sie hätte am liebsten den Korb zurückgeschickt, aber so erregt sie war, hatte sie doch Selbstbeherrschung genug, um Alles, was unnöthiges Aufsehen verursachen könnte, zu vermeiden.

Egon ging ein wenig schmollend wieder an seinen Tisch, während die Cousinen den Korb bewundernd umdrängten.

„Wer schickt Dir die Früchte?“ fragte Robert.

„Ein Vetter, der mir sehr gut gefällt, und seine Schwester — weißt Du, Robert, ich mag sonst ‚Mädels‘ nicht, aber die ist so hübsch und lustig wie keine sonst, und ich begreife nicht, warum Mama, die doch so vernünftig ist, gerade diese Beiden nicht leiden kann. Es ist eigentlich furchtbar ungezogen, daß ich den Korb da behalten und ihnen nichts dagegen schicken soll.“

Unwirsch und trotzig blickte er nach dem Frucht-

korb hin. Robert folgte diesem Blick und schweifte von dem Korbe hinüber zu Gräfin Hedwig's Gesicht. Plötzlich wandte er sich wieder zu Egon und sagte:

„Höre, Egon, wenn Deine Mutter etwas nicht will, so hat sie Recht, denn — Deine Mutter ist ein Engel, ja, wahrhaftig, das ist sie!"

VII.

Jahre sind vergangen seit jenem ersten Weihnachtsabend, welchen Robert Sennhausen in Dromnitz verlebte. Er ist seitdem noch einmal zu seiner Familie zurückgekehrt, wohin der Tod seiner Mutter ihn rief; aber er hat sehnsüchtige Briefe von New-Orleans aus an Gräfin Hedwig und an Egon geschrieben, und als er nach mehrmonatlicher Abwesenheit dann eines Abends wieder in ihrem Salon saß, da war von seinem Gutskauf als von einer bestimmten, nahe bevorstehenden Thatsache die Rede. Er hätte am liebsten sein altes Familiengut wieder erworben, doch dieses war dem Majorat Dromnitz einverleibt worden und nach dem Raubach'schen Familienstatut unverkäuflich. Er mußte sich daher nach anderen Gütern umsehen, und seitdem betrat er Gräfin Hedwig's Salon nie, ohne die Tasche voll Zeitungen mit allerlei Gutsofferten zu haben, unter denen er dann eifrig suchte und wählte, ohne doch zu einem

bestimmten Entschluß zu kommen. Auch mehrere Reisen, die er unternahm, blieben erfolglos, da keines der besichtigten Güter ihm recht zusagte. Egon machte inzwischen sein Abiturientenexamen, nach dessen Absolvirung er als Avantageur in eines der Garde-regimenter eintrat, bei welchem er eine kurze Offiziers-zeit durchmachen und das Leben der Residenz kennen lernen wollte, ehe er den Familienbesitz übernahm.

Mit schwerem Herzen sah Hedwig ihn, der der Zweck und Inhalt ihres Lebens war, scheiden, aber keine Klage verrieth ihm, wie tief sie unter diesem Abschied litt, denn sie hatte denselben als unver-meidlich und für Egon's selbstständige Entwicklung als geradezu nothwendig erkannt, und es war eben nicht ihre Art, über Dinge, die unabänderlich waren, viele Worte zu machen.

„Mein lieber Junge, Du wirst nie vergessen, daß Deine Mutter stets Deine treueste, uneigen-nützigste Freundin ist, nicht wahr?" sagte sie beim Scheiden, und Egon umschlang sie in der alten, stürmischen Weise und versicherte, daß seine Mutter zugleich die klügste und die beste Frau von der Welt sei, und daß er sich für die nichtsnutzigste Kreatur auf dieser schönen Welt halten müßte, wenn sie ihm nicht eines Tages das Zeugniß ausstellen könnte,

daß der Sohn einer solchen Mutter ein ganzer und tüchtiger Mann geworden sei. —

So, halb scherzend und doch mit feuchtschimmernden Augen schied er von Dromnitz und von seiner Mutter, und Gräfin Hedwig war zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich ganz allein.

„Seine Erzieherin bin ich jetzt nicht mehr,“ sagte sie, ihm nachblickend, „von diesem Augenblick an nimmt das Leben ihn in die Schule; aber seine Freundin will und werde ich bleiben mein Lebenlang.“

Sie kehrte jetzt nicht nach der Stadt zurück, sondern nahm ihre alte Thätigkeit als Schloßfrau und Gutsherrin wieder auf. Und die Freude, mit der sie allenthalben von den Leuten begrüßt wurde, sagte ihr, daß ihr Leben nicht unnütz sei, auch wenn sie es nicht unmittelbar ihrem Sohne widmen könne. Gewann sie ihm doch die Herzen seiner künftigen Untergebenen, und war es doch sein Eigenthum, das sie verwaltete und welches sich unter ihren Händen vermehrte und verschönte. Was sie that und was sie dachte, geschah für ihn, dem sie ihr Leben gewidmet hatte, von dem Augenblick an, wo sie es ihm schenkte.

Da unterbrach ein Brief von Robert eines Tages ihr Stillleben. Er schrieb, daß er nun endlich ein Gut gefunden habe, welches dem Ideal, das ihm

vorschwebte, ungefähr zu entsprechen scheine, und unter dessen Vorzügen nicht der geringste der wäre, daß es in der Nähe von Dromnitz läge. Er wollte es sogleich in Augenschein nehmen und bat um die Erlaubniß, den bewährten Dromnitzer Oberinspektor als Berather bei seiner Besichtigung des Gutes hinzuziehen zu dürfen, und dann mit diesem selbst nach Dromnitz zu kommen, um der Gräfin alles Uebrige mündlich erzählen zu können.

Gräfin Hedwig freute sich aufrichtig über diese Nachricht, welche ihr eine so angenehme Nachbarschaft für Egon in Aussicht stellte. Es befremdete sie wohl, daß gerade das von Robert genannte Gut, welches zu dem Besitz des Grafen Hektor Raubach gehörte, verkäuflich war, indeß hatte sie schon mehrfach davon reden hören, daß die Verhältnisse ihres Vetters durch sein ungeordnetes Leben und seinen oft unerhörten Luxus ein wenig derangirt seien, und sie erklärte sich daher den Gutsverkauf dahin, daß Hektor endlich an das Ordnen seiner Verhältnisse gehen wolle und dazu baar Geld brauche.

„Freilich, es bleibt ihm noch ein schöner Besitz auch ohne dieses Gut,“ dachte sie, „aber traurig ist es doch, daß Hektor's Verhältnisse, die so glänzend sein könnten, diesen Verkauf nothwendig machen.“

Und dann tauchte wieder die Frage in ihr auf: „Wäre es anders gewesen, wenn ich ihn damals nicht von mir gewiesen hätte?“ Die alte Zeit wurde wieder lebendig in ihr, aber es erschien ihr fast wie ein Traum, daß einst eine andere Gestalt sich habe in ihr Leben und zwischen sie und Egon drängen wollen, und sie schüttelte leise den Kopf und sagte:

„Nein, es wäre nicht anders geworden. Wie hätte es jemals ein tieferes Verständniß geben können zwischen mir und einem Mann, der, wenige Wochen nachdem er um mich geworben, eine Frau von Herbenstein wählen konnte? Innerlich fremd wären wir uns immer geblieben, ich weiß das heut sicherer und klarer, als ich es damals fühlte, und wem man fremd bleibt, den beeinflußt man auch nicht.“

So kam der von Robert bestimmte Tag heran und am Abend traf er selbst in Dromnitz ein.

Er hatte sich im Lauf der Jahre daran gewöhnt, Gräfin Hedwig, die ihm von Anfang an wie eine ältere Verwandte begegnet war, „Tante“ zu nennen, und als solche begrüßte er sie auch jetzt.

„Dießmal wird es Ernst, liebe Tante,“ sagte er, während er ihr in das gemüthliche Wohnzimmer folgte, in welchem schon der Theekessel auf dem runden Sophatisch, den Gast erwartend, summte. „Dieß-

mal wird es Ernst mit meinem Ankauf. Das Gut ist schön und preiswerth, das Haus wohnlich, aber nicht großartig, und rings umher gibt es prachtvolle alte Bäume und Wiesengründe — kurz, es ist der rechte Platz für mich. Und denken Sie, welches Glück ich bei dieser Expedition hatte: der Graf war zufällig selbst anwesend, wir konnten gleich Alles mit einander besprechen und uns einigen, und morgen wollen wir den Kaufkontrakt aufsetzen."

„Das freut mich sehr," sagte Gräfin Hedwig, „ich hoffe, wir werden gute Nachbarschaft halten, lieber Robert!" Unwillkürlich glitt ihr Blick dabei prüfend über ihn hin. Während sie den Thee einschenkte und er die Tasse aus ihrer Hand nahm, kam es ihr vor, als trage sein Gesicht einen ihm sonst fremden Zug. Seine Augen waren so glänzend und dabei doch so träumerisch, er sprach viel und lebhafter als gewöhnlich, und eine eigenthümliche Erregtheit pulsirte durch sein ganzes Wesen. Gräfin Hedwig schob es auf Rechnung seines Gutskaufes, bis er plötzlich, die Theetasse aus der Hand setzend und sich tiefer in seinen Lehnsessel drückend, sagte:

„Welch' wunderschöne Tochter hat Ihr Vetter!"

„Mein Vetter Hektor Raubach hat nur einen Sohn, ein Kind von etwa zwei Jahren."

„Aber er nannte das schöne Mädchen, das ihn zu Pferde begleitete, doch seine ‚Tochter‘.“

„O, das war wohl Fräulein von Herbenstein — ja — das ist seine Stieftochter.“

„Und Sie kennen sie nicht?“

„Ich habe sie als Kind einmal gesehen — doch stehe ich sonst nicht in Verbindung mit der Familie meines Vetters.“

„Ach ja, ich erinnere mich — man spricht so Allerhand über seine Frau, aber — Sie sollten nur die Tochter kennen, liebe Tante. Sie ist so natürlich, so frisch und so fröhlich — recht wie eine Waldblume kam sie mir vor, wie sie uns zwischen den alten Bäumen plötzlich begegnete.“

Gräfin Hedwig's Erwiederung wurde durch den eintretenden Diener unterbrochen, welcher einen Brief brachte, der soeben für Herrn von Sennhausen angekommen war.

„Aber jetzt ist ja gar keine Poststunde,“ rief Hedwig, und Robert las verwundert auf der Adresse die Bemerkung: „Durch besondern Boten zu bestellen, und im Fall der Abwesenheit sofort nachzuschicken.“

„Die Hand meines Großvaters,“ murmelte er, das Couvert mit unwillkürlicher Scheu betrachtend, und sein eben noch so glückstrahlendes Gesicht wurde plötzlich

ernst. „Ich fürchte, der Brief bringt nichts Gutes — ich war heut zu glücklich,“ sagte er, das Couvert öffnend.

Auch Gräfin Hedwig blickte besorgt auf den Lesenden, und die Veränderung, welche plötzlich auf dem Gesichte ihres jungen Freundes vorging, war so heftig, daß sie entsetzt aufsprang und ihre Hand auf seine Schulter legte.

„Robert, lieber Freund, was ist geschehen?“ —

Sein Haupt sank einen Augenblick wie kraftlos gegen die Lehne des Sessels, seine bebenden Hände umschlossen krampfhaft das knisternde Briefblatt, dann drückte er sie mit einem dumpfen Aufstöhnen gegen seine Stirn.

Gräfin Hedwig wagte nicht noch einmal zu fragen, stumm stand sie jetzt neben dem laut- und bewegungslos Dasitzenden. Eine lange Minute verging so — dann sanken seine erhobenen Hände auf seine Kniee zurück, und ein bleiches, verstörtes Antlitz blickte statt des fröhlichen Jünglingsgesichtes zu Gräfin Hedwig empor. Langsam stand er auf, die eine Hand fest und schwer auf den Tisch stützend; mit der andern reichte er Gräfin Hedwig den offenen Brief hin und trat dann, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, an eines der Fenster, die Stirn

an das kühle Glas drückend, die Augen hinausgerichtet in das ungewisse Dunkel der Nacht.

Gräfin Hedwig las.

Das stolze Handelshaus Senhouse und Wilton war fallirt, — sein Chef hatte den Fall seines Hauses nicht überleben wollen und selbst Hand an sich gelegt. Robert hatte seinen Vater zugleich mit seinem Vermögen und seinen Aussichten für die Zukunft verloren.

Das war der Inhalt des Briefes.

Leise trat Gräfin Hedwig an Robert's Seite und ergriff seine Hand, die kalt und schwer in der ihren lag.

„Robert,“ flüsterte sie, „mein armer, lieber Robert!“ Sie standen schweigend neben einander, und Gräfin Hedwig's Finger glitten nur leise über die kalte Hand, die sich zusammenballte, ohne ihren Druck zu erwiedern. Sie störte seinen dumpfen Schmerz nicht durch unnütze Trostesworte, die ja hier nicht trösten konnten, aber er empfand doch ihre innige Theilnahme. Keines sprach ein Wort, aber plötzlich führte er Gräfin Hedwig's Hand an seine Lippen, was er sonst niemals gethan hatte. Dann wandte er sich hastig ab und verließ das Zimmer. Gräfin Hedwig fragte nicht, wohin er ging, und rief ihn nicht zurück. Sie blickte ihm mit feuchten Augen und ineinander geschlungenen Händen lange nach —

sie verstand es, daß der tiefste Schmerz die Einsamkeit suchte und nicht gesehen sein wollte. Dann griff sie nach dem Briefe des alten Sennhausen, um ihn noch einmal zu lesen. Hoffnungsloser Schmerz, dumpfe Resignation sprach aus jeder Zeile desselben.

„Im Augenblick, wo die Pforten der Heimat sich mir endlich zu öffnen schienen,“ schrieb er, „verschließen sie sich wiederum vor mir, und dießmal für immer, denn ich bin ein alter Mann und habe nichts mehr zu erhoffen. Das Einzige, was mir noch zu thun bleibt, ist: an eure Zukunft zu denken. Ich halte es für das Beste, wenn Du in unserer alten Heimat bleibst und dort eine Stellung zu erhalten suchst. Dein Bruder wird als Commis in ein Handlungshaus treten; ich bleibe bei Deiner Schwester, und ein halbes Kind wie sie und ein Greis wie ich finden wohl hier noch eher eine Thätigkeit, die uns erhält, als drüben in Deutschland . . .“

Gräfin Hedwig stützte den Kopf in die Hand und schloß die Augen, wie sie immer that, wenn irgend ein Gedanke oder ein Entschluß, über den sie noch nicht klar war, sie beschäftigte. Sie wollte dann durch nichts Aeußeres abgezogen werden und nur mit sich, mit ihrem Kopf und mit ihrem Herzen zu Rathe gehen.

Als sie die Augen wieder öffnete, da war ihr Entschluß gefaßt, und ein sanfter Glanz leuchtete aus dem Blick, mit welchem sie, Robert's Wiedererscheinen erwartend, nach der Thür sah, durch welche er verschwunden war. Und er kam. Er trat in das Zimmer so blaß und gebrochen, daß es Hedwig in's Herz schnitt und sie ihm schnell entgegenschritt.

„Wir verstehen uns, auch wenn wir nicht von unseren Gefühlen sprechen, nicht wahr, lieber Robert?“ sagte sie innig, „aber ich habe, während Sie fort waren, an die Zukunft gedacht, und — davon wollen wir jetzt sprechen.“

Robert machte eine abwehrende Handbewegung, doch Hedwig fuhr sanft, aber bestimmt fort:

„Ich begreife, daß Sie den Gedanken daran jetzt von sich weisen möchten, aber, bedenken Sie, Ihr Großvater hat sich, unmittelbar unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe stehend, nicht dem Gedanken an die Zukunft seiner Enkel verschlossen. Von einem Trost kann bei einem Schmerz wie der seine und der Ihre es ist, nicht gesprochen werden, aber — glauben Sie nicht, daß es ihm eine Beruhigung sein würde, wenn er wüßte und so bald als möglich erführe, daß es für Sie hier Aussichten auf eine,

wenn auch arbeitsvolle, so doch sichere und sorgenfreie Zukunft gäbe —"

„Aussichten?" rief Robert schmerzlich, „was habe ich für Aussichten?"

„Das ist es eben, was ich mit Ihnen besprechen möchte, lieber Robert. Kommen Sie, setzen Sie sich hier neben mich und hören Sie mir zu. Die Aussichten, die ich meine, würden Ihnen sofort eine sichere Stellung bieten und zugleich für mich und Egon sehr werthvoll sein. Ja, ich bin vielleicht sehr egoistisch mit meinem Vorschlag, aber ich glaube in der That, unsere beiderseitigen Interessen würden, wenn Sie darauf eingehen wollten, gefördert werden. Sie wissen, ich brauche einen neuen Verwalter für Schönaich, ich habe bisher noch keinen passenden gefunden, weil diese Stellung, bei ihrer großen Selbstständigkeit, nur einem Mann, zu dem ich das unbedingteste Vertrauen habe, übergeben werden kann. Nun, sehen Sie, lieber Robert, ich kann zu Niemanden besseres Zutrauen haben als zu Ihnen, und da Sie noch nicht Erfahrungen in der praktischen Bewirthschaftung eines Gutes haben, so habe ich daran gedacht, daß wir Ihren Herrn Großvater bitten könnten, nach seiner alten Heimat zurückkehren zu wollen, um mit Rath und That seinem Enkel zur

Seite zu stehen. Ich würde ja Niemanden finden, der Schönaich besser kennte und sich mehr für das Gut interessirte, als sein früherer Besitzer. Ach Gott — ich fühle, daß ich wirklich recht egoistisch bin und daß es eigentlich ein Opfer für Ihren Herrn Großvater sein muß, als Verwalter auf ein Gut zurückzukehren, welches er einst als Herr besessen hat — aber — es wäre mir so sehr, sehr lieb — und glauben Sie nicht, daß Ihr Großvater sich vielleicht dazu entschließen würde?“

Schweigend, die Hände über den Knieen gefaltet und den Blick unverwandt darauf herabgesenkt, hatte Robert ihr zugehört. Auch jetzt, nachdem sie geendet, saß er noch einen Augenblick so regungslos vor ihr.

„Ihre Schwester müßte natürlich auch mit kommen,“ begann Hedwig leise wieder, „das Wohnhaus in Schönaich ist hübsch und geräumig — Sie kennen es ja, und es ist dasselbe, welches Ihre Großeltern bewohnten, als sie noch dort waren. Sie würden dort Alle Platz haben — und es könnte noch Alles gut werden, wenn Sie Muth fassen und sich über den schweren Anfang hinwegsetzen wollten. Später übernehmen Sie dann vielleicht das Gut als Pachtung, da ich es nicht verkaufen darf.“

Sie blickte ihn erwartungsvoll an, als hinge von

ihm die Entscheidung eines ihrer Lieblingswünsche ab, und er saß noch immer schweigend neben ihr, nur das leise Zucken seiner Lippen zeugte von seiner tiefen Erregung.

Plötzlich ergriff er ihre beiden Hände, blickte sie mit seinen guten, treuen Augen, in denen jetzt helle Thränen standen, voll an und sagte so recht aus Herzensgrund: „Sie sind ein Engel — o ja, ich habe es immer gewußt, Sie sind ein Engel!"

Sie legte mütterlich die Hand auf sein Haar und fragte:

„Und Sie werden thun, um was ich Sie bitte, und werden gleich morgen früh an Ihren Großvater schreiben?"

„Ich werde Alles thun, was Sie wollen, Alles, Alles!" rief er. Dann fügte er leiser hinzu: „Wie soll ich, wie sollen wir Ihnen danken?"

„Das sollen Sie gar nicht, denn ich denke bei dieser Anordnung ebensoviel an mich als an Sie, und so hoffe ich, wir sind einig!"

VIII.

„Es ist wirklich unangenehm, daß aus dem Gutsverkauf nichts wird!“ sagte einige Tage später Graf Hektor Raubach, „mein amerikanischer Käufer schien ein coulanter Zahler und das Geschäft war so gut wie abgeschlossen. Es ist wirklich höchst fatal, daß der Mensch auch gerade jetzt sein Vermögen verlieren mußte.“

Margitta, welche ihm gegenüber in einem Schaukelstuhl lehnte, legte die Cigarrette, die sie eben rauchte, fort und sagte, die Achseln zuckend, mit unterdrücktem Gähnen:

„Eh bien, es wird sich ein anderer Käufer finden. Ich glaube, Du legst dieser ganzen Sache zu große Wichtigkeit bei.“

„Ich thue es, weil sie in der That wichtig ist. Ich hatte auf die Anzahlung für Waldhof gerechnet.“

Jetzt gähnte Margitta ganz unverholen.

„Ich bitte Dich, Hektor, trage Deine Geschäfts-

angelegenheiten nicht bis in meinen Salon," sagte sie. „Ich verschone Dich ja auch mit allen Gusedower Details!"

„Nein, Margitta; Du weißt — Du mußt wissen, daß ich in der letzten Zeit viel Unglück hatte, und wenn es sonst auch nicht meine Art ist, über dergleichen Dinge zu sprechen — einmal muß es doch sein."

„Mein Gott," sagte sie, „ich weiß, daß Du einige Deiner Rennpferde verloren hast, und daß die letzten Jahre schlecht für die Landwirthschaft waren, so hier wie allenthalben."

„Und daß das Hüttenwerk bei diesen schauderhaften Konjunkturen ganz stehen bleiben mußte, kurz, daß meine Einnahmen sich in der letzten Zeit um die Hälfte verringert haben, während unsere Ausgaben von Jahr zu Jahr steigen," fiel er ein.

Sie zuckte die Achseln.

„Kann ich es ändern?" fragte sie, „Du solltest das Spiel lassen und keine neuen Rennpferde anschaffen!"

„Das Spiel? Unsinn — ich gewinne dabei ebensoviel als ich verliere, und ein paar gute Rennpferde können mir in einem Jahre all' meine Verluste wieder einbringen."

„Oder dieselben verdoppeln," gab sie kaltblütig zurück.

Er wollte zornig auffahren, aber er biß die Lippen zusammen und zwang sich zur Ruhe.

„Lassen wir das, das sind Dinge, die Du nicht verstehst."

Ein spöttisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ja, lassen wir das," wiederholte sie und griff nach den Modejournalen.

Graf Hektor warf sich schwer in den Sessel ihr gegenüber und sagte, während seine Hand in nervöser Hast mit den Quasten desselben spielte:

„Ich bitte Dich, laß diese Blätter liegen und höre mich an. Wir haben uns allerdings bisher gegenseitig mit geschäftlichen Details verschont, aber am Ende sind unsere Interessen doch gemeinsame. Ich brauche in nächster Zeit zu einer Zahlung, bei welcher meine Ehre engagirt ist, dreißigtausend Mark — ich habe das Geld augenblicklich nicht disponibel."

Margitta blickte ihn jetzt aufmerksam an.

„Das ist schlimm," sagte sie, „und ich kann Dir leider nicht aushelfen. Ich habe allerdings in der letzten Zeit Gelder von Gusedow bekommen, aber — da wir nun einmal dabei sind, uns unangenehme Enthüllungen zu machen, so muß ich Dir sagen, daß

ich diese Gelder für Willy verbraucht habe, der in der letzten Zeit ebenfalls viel ‚Unglück‘ hatte, und dem ich heraushelfen mußte.“

„Ah — warum hast Du mir nicht ein Wort davon gesagt?“

„Weil ich es für eine überflüssige Sentimentalität halte, sich über Unglücksfälle zu beklagen, sobald man annehmen kann, daß diese Klagen nichts an der Sache ändern.“

Die Unterredung wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher dem Grafen eine Karte überreichte. Dieser warf einen Blick darauf.

„Es ist gut, laß den Herrn in mein Zimmer treten,“ sagte er, und als der Diener fort war, fügte er, zu Margitta gewandt, hinzu:

„Herr Jakob Sandberger ist gerade die Person, die ich brauche.“

Jetzt sah Margitta ihn doch etwas besorgt an.

„Was willst Du thun?“ fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Holz verkaufen werd’ ich,“ sagte er, „ein höchst harmloses Geschäft, wie Du siehst.“

Er verließ das Zimmer, und Margitta stützte nachdenklich die Stirn in die Hand.

In Wahrheit hatten Hektor’s Enthüllungen sie

viel unangenehmer überrascht, als sie es sich merken ließ. Sie wußte wohl, daß seine Verhältnisse nicht mehr so glänzend waren als früher, aber sie hatte doch nicht geglaubt, daß er mit so ernstlichen Kalamitäten zu thun habe.

„Und gerade jetzt,“ murmelte sie, „gerade jetzt muß das kommen, wo Nora erwachsen ist und man an eine günstige Verheirathung denken muß, und wo Willy meine Mittel so völlig in Anspruch nimmt. Ob Hektor ernstlich daran dachte, daß wir uns einschränken müßten? Aber das ist ja gerade in diesem Augenblick eine Unmöglichkeit! Ein paar Jahre müssen wir noch fortleben wie bisher, und es wird auch gehen. So lange Hektor noch Rennpferde halten kann, so lange kann er auch noch unsern, immerhin mäßigen Luxus bestreiten! Freilich, für Nora tritt das, was früher nur mein Wunsch war, jetzt als Nothwendigkeit in den Vordergrund. Sie muß sich reich verheirathen und es lohnt sich, über meine alte Idee in Betreff des einzigen Sohnes unserer tugendstrengen Cousine von Dromnitz ernstlich nachzudenken. Er steht jetzt in Berlin — hm, man könnte ja auch im Winter dorthin gehen. In ihrer jetzigen Verfassung ist Nora freilich noch unbrauchbar — jeder Wind bewegt sie, und ehe ich sie mit dem kleinen Majorats=

herrn zusammenbringen könnte, würde sie wahrscheinlich schon ihr Herz an irgend einen Andern gehängt haben, dessen einziger Vorzug darin bestände, daß er ihr zuerst von Liebe gesprochen hat."

Wie Margitta früher das Exempel ihres eigenen Lebens berechnet hatte, so rechnete sie jetzt für ihre Tochter. Je älter sie wurde, je mehr trat die Berechnung bei ihr in den Vordergrund, und das war wohl die Ursache, weßhalb sie sich ihrem jüngsten Kinde gegenüber ziemlich gleichgültig verhielt und sich wenig mit ihm beschäftigte. „Kinder unter sieben Jahren sind noch zu unsichere Faktoren, um damit rechnen zu können," sagte sie und betrachtete Graf Hektor's Sohn mehr als Spielzeug denn als ein Wesen, das Ansprüche an ihr Herz und eventuell an ihre Berechnung habe. Dennoch gab es einen Punkt, in welchem ihr Herz Sieger blieb über den Verstand, sie besaß noch einen Rest von Leidenschaftlichkeit, der stärker war als ihre bessere Einsicht, und dem sie sich blind hingab. Es war dieß die Liebe zu ihrem Sohne Willy. Sie liebte wohl auch Nora; aber wenn sie dieselbe betrachtete, so kritisirte sie ihre Schönheit und ihr Benehmen. Sie freute sich, daß ihre Tochter der Welt in einer andern Stellung gegenüberstand als sie selbst, sie genoß die Triumphe,

die Nora's harrten, im Voraus, und wenn sie an Nora dachte, so dachte sie auch an sich selbst. Willy aber liebte sie ohne Kritik und ohne Berechnung, bis zur völligsten Selbstvergessenheit. Willy war jetzt schon seit einem Jahr Offizier in einem Garderegiment. Er brauchte viel, sehr viel — aber Margitta hatte nicht das Herz, ihm das Geld, um das er stets von Neuem bat, zu verweigern.

„Ich habe es ja durchgekostet, was es heißt, in den Jahren, in denen man am genußfähigsten ist, darben und entbehren zu müssen," sagte sie sich. „Meine Kinder sollen das Leben genießen, und wenn wir jetzt etwas mehr verbrauchen, als wir sollten, so wird sich das später wieder durch Sparsamkeit einholen lassen. Später, wenn Willy den ersten Jugendrausch ausgetobt haben wird, wenn Nora reich verheirathet ist und wenn ich alt und lebensmüde sein werde, dann wird es leicht sein, sich einzuschränken."

Während Margitta ihrem Gedankengange diesen unlogischen Schluß gab, bloß weil sie sich nicht entschließen konnte, auch Willy in ihre Berechnung zu ziehen und das „Zuviel" seines Budgets zu streichen; während der Zeit rechnete Graf Hektor auch, aber ebenfalls in seiner Weise.

Herr Jakob Sandberger war ein schmächtiger Herr mit rothem Backenbart, dem entsprechenden buschigen Augenbrauen und einer outrirt modischen Kleidung, welch' letztere er als eine Art von Aushängeschild betrachtete, das so viel sagen sollte als: ich mache nur „feine" Geschäfte und habe nur „noble" Kundschaft.

„Ich wollte mir nur die Ehre geben, einmal vorzusprechen," begann er, sich tief verneigend, „wenn ich auch weiß, daß der Herr Graf in dieser Jahreszeit nicht werden Holz verkaufen. Aber vielleicht haben der Herr Graf für den Herbst ein Geschäft vor, da könnte man schon Verabredungen treffen."

Ton, Miene und Haltung drückte die unterwürfigste Höflichkeit von der Welt aus, und der kleine Mann schien förmlich zusammenzuschrumpfen neben Graf Hektor's athletischer Gestalt. Dieser sah heute ungewöhnlich finster aus und antwortete nicht gleich, so daß Herr Sandberger schon glaubte, einen schlechten Tag für seine „Verabredungen" getroffen zu haben. Aber als der Graf ihm eine Cigarre anbot, ihn mit ungewöhnlicher Höflichkeit aufforderte, sich zu setzen, und keine seiner sonst üblichen neckenden Bemerkungen über seine Toilette machte, nahm Herr Sandberger's Gesicht plötzlich einen andern Ausdruck

an. Der ihm eigene feine Spürsinn sagte ihm, daß ein vortheilhaftes Geschäft in der Luft liege, er setzte sich tief in den Sessel, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und nahm eine reservirte Haltung an.

„Es wäre doch möglich, daß wir ein Geschäft mit einander abschlössen," begann nun Graf Hektor.

„Für die Zukunft oder für die Gegenwart?"

„Je nachdem. Den Einschlag mögen Sie im Winter machen lassen, aber den Handel könnten wir schon jetzt abschließen, das heißt, ich verkaufe Ihnen so und so viel Morgen Wald, und Sie geben mir eine Anzahlung darauf, die Hälfte des Werthes etwa."

„Er braucht Geld," frohlockte Herr Sandberger innerlich; dabei lehnte er sich weit in seinen Fauteuil zurück, spielte mit seinen Handschuhknöpfen und sagte:

„Eine Anzahlung, die ich jetzt gebe für einen Werth, der erst in ein paar Monaten fällig wird, ist ein todtes Kapital für mich."

„Sie berechnen natürlich Ihre Zinsen dabei."

Herr Sandberger blickte auf die Spitzen seiner Lackstiefel.

„Die Zeiten sind schlecht, Herr Graf, ich habe große Verluste gehabt und ich habe jetzt eigentlich nicht an einen größeren Ankauf gedacht." Der kleine Mann schien bei diesen Worten zu wachsen.

Graf Hektor hatte Herrn Jakob Sandberger gegenüber das Gefühl, das manche Menschen empfinden, wenn sie eine Spinne berühren, und da Selbstbeherrschung ihm eine ziemlich fremde Sache war, so ließ er auch jetzt seiner Ungeduld die Zügel schießen und rief:

„Verschonen Sie mich mit Ihren Winkelzügen und lassen Sie uns kurz die Sache klar legen. Wir handeln gleich allen Menschen so, wie wir glauben, daß es am vortheilhaftesten für uns ist. Sie wollen möglichst viel Geld verdienen, dazu bietet sich hier die Gelegenheit, das ist Ihr Vortheil. Ich brauche zu einer andern Unternehmung dieses Geld im Augenblick, das ist mein Vortheil. Sie kennen meinen Wald, Sie haben im vorigen Jahre neunhundert Mark für den Morgen des alten Bestandes geboten — was ist jetzt Ihr Gebot?“

„Neunhundert Mark,“ wiederholte Herr Sandberger, und in plötzlichen Eifer gerathend fuhr er, seinen Salondialekt vergessend, fort: „wie kann ich geben neunhundert Mark für ein Stück Wald, was ich noch muß stehen lassen ain halbes Jahr! Wenn's brennt ab, oder wenn sonst passirt ain Unglück, wer gibt mir wieder mein Geld?“

„Ich sage Ihnen ja, daß Sie Ihren Preis

machen sollen; haben Sie je schon gehört, daß Jemand übervortheilt worden wäre, der einen Handel mit mir abschloß? Aber fassen Sie sich kurz, lange Verhandlungen machen mich nervös."

„Nu, ich möchte am liebsten gar nicht machen das Geschäft, aber, weil Sie ein alter Kunde von uns sind, Herr Graf, möcht' ich doch fragen, wie viel Sie wollen verkaufen."

Graf Hektor machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Wenn Sie das Geschäft nicht machen wollen, so finde ich schon jemand Anderes dafür," sagte er, „also kurz heraus und ohne Umschweife: wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

„Sie werden sich doch nicht wenden an einen Andern, — Herr Graf. Sie werden doch denken an unsere alte Kundschaft. Selbst wenn ich sollte Schaden dabei haben."

„Unsinn," rief Graf Hektor, „wenn Sie nicht wollen, so lassen Sie's bleiben!"

Herr Sandberger wurde plötzlich wieder sehr höflich.

„Wenn der Herr Graf erlauben wollen, so werde ich eine kleine Berechnung aufsetzen," sagte er, Bleifeder und Notizbuch aus der Tasche ziehend. „Wie

hoch ist die Summe, welche der Herr Graf brauchen, wenn ich bitten darf?"

„Dreißigtausend Mark, in zwei Monatsraten zahlbar."

Herr Sandberger zog die Augenbrauen in die Höhe und ein triumphirendes Lächeln zuckte einen Augenblick um seine Mundwinkel.

„Das ist viel, sehr viel," murmelte er.

„Rechnen Sie und sparen Sie die überflüssigen Bemerkungen," erwiederte Graf Hektor kurz.

Herr Sandberger rechnete, und das Facit dieser Rechnung war, daß Graf Hektor ungefähr den halben Preis des Werthes erhielt, und nicht bloß die schlagbaren Bestände, sondern noch jüngeres Holz, welches erst in einer Reihe von Jahren den vollen Werth erreicht haben würde, an Herrn Sandberger verkaufte. Die augenblickliche Verlegenheit, in welcher er sich befunden hatte, war durch diesen Handel gehoben, und das Bewußtsein, daß derselbe für Graf Hektor ein sehr unvortheilhafter und nur durch die vorliegenden Verhältnisse bedingter sei, bewirkte bei diesem nichts Anderes als das Gefühl einer gesteigerten Antipathie gegen Herrn Sandberger. Und Herr Sandberger, dem die Empfindungen des Grafen ebenso gut bekannt waren, wie er um seine Geld=

verlegenheit gewußt hatte, als er sich heute anmeldete, murmelte, als er den Grafen verließ, in sich hinein: „Sie treten uns auf den Kopf und wundern sich dann, wenn wir sie in die Ferse stechen! So sind diese Aristokraten. Nun, dieser stolze Graf Raubach wird bluten unter meinem Fersenstich, denke ich!“

Graf Hektor saß an seinem Schreibtisch in der möglichst schlechten Laune. Er holte einen Stoß Rechnungen hervor, um diejenigen, deren Begleichung am nothwendigsten war, zu sortiren; aber diese Beschäftigung verbesserte seine Laune durchaus nicht. Da unterbrach ihn ein leises Klopfen an der Thür seines Zimmers und auf sein nicht eben freundlich klingendes „Herein“ wurde die dunkle Sammetportière, welche den Thürrahmen von innen verdeckte, beiseite geschoben, und das schöne Köpfchen seiner Stieftochter blickte hinter den schweren Falten hervor in's Zimmer.

Graf Hektor sah auf.

„Ah, Nora, Du bist es! Was willst Du?“

Die Frage klang eben nicht ermuthigend, aber Nora ließ sich dadurch nicht abschrecken.

„O, Papa,“ rief sie, sich halb in den Sammet der Portière wickelnd, „ich glaube, ich laufe davon, wenn Du mich noch 'mal so böse ansiehst, und es

thäte mir doch so leid, jetzt gerade fortlaufen zu müssen!"

Die dunklen Augen blickten so bittend zu ihm herüber und um den kleinen rothen Mund spielte dabei ein so schelmisches Lächeln, daß Graf Hektor, als er sich nach ihr umwandte, unwillkürlich in freundlicherem Tone sagte:

„Nun, so komm' nur herein, Nora."

Kaum waren die Worte ausgesprochen, als die schlanke Gestalt sich auch schon von der Portière loslöste und im nächsten Augenblick Nora ihr Köpfchen an Graf Hektor's Wange schmiegte, während ihre Hand leicht über seine Stirn hinfuhr.

„O, die häßlichen Falten!" flüsterte sie halb schmollend und halb schmeichelnd, „Du lieber, böser Papa, siehst Du denn gar nicht, wie lustig die Sonne draußen scheint, und welch' prächtiges Reitwetter es gibt? Und ich träume schon den ganzen Morgen von einem frischen Ritt in den Wald!"

Graf Hektor bemerkte erst jetzt, daß Nora schon im Reitkleid vor ihm stand, dessen dunkelgrüner weicher Stoff ihre jugendlichen und doch vollkommen schönen Formen knapp umschmiegte und ihre Gestalt noch schlanker und elastischer erscheinen ließ, als jede andere Toilette, während das kleine, schleierumwundene

Hütchen keck auf ihren goldschimmernden Locken saß und den pikanten Reiz dieses Gesichtchens noch erhöhte, dessen leichte Blässe die frischrothen Lippen und die dunklen Augen mit den geradlinigen schwarzen Brauen doppelt wirksam hervortreten ließ. In diesem Augenblick schien es ihm fast entschuldbar, daß die Mutter einer solchen Tochter sich eben noch so ausschließlich mit der Toilette derselben beschäftigt hatte. Der momentanen Anregung folgend und sich von dieser beherrschen lassend, wie er es schon so oft in seinem Leben gethan hatte, sprang er auf und sagte:

„Du hast Recht, Nora, der Morgen ist zu schön, um ihn am Schreibtisch zu verbringen, und was man nicht ändern kann, darüber soll man sich nicht den Kopf zerbrechen.“

Eine Viertelstunde später ritt Graf Hektor mit Nora hinaus, um so schnell als möglich seine Sorgen zu vergessen.

Als sie zurückkehrten, kam Margitta ihnen mit der Nachricht entgegen, daß verschiedene von den Gästen, welche man für den Sommer erwartete, schon in den nächsten Tagen in Modozin eintreffen würden.

„Der Marquis Dorval und sein Sohn und die beiden Grafen Burgfeld kommen fast zugleich an, wie sie eben schreiben,“ sagte sie, „und da uns wohl in

derselben Zeit Cousine Hellwig mit ihren Töchtern besuchen wird, so ist ein recht heiterer Kreis in Aussicht, und Nora wird sich gut amüsiren."

Nora nahm die Ankündigung all' dieser Besuche, von denen schon vielfach die Rede gewesen war, freudig auf. Graf Hektor aber hatte, bei all' seiner Vorliebe für die Geselligkeit, doch seinen gezwungenen Holzverkauf noch nicht völlig überwunden. Er begab sich wieder in sein Zimmer und vertiefte sich in eine lange Berathung mit seinen Beamten, während Margitta ihrer Tochter erklärte, daß es unumgänglich nothwendig sei, jetzt an das Probiren einiger Toiletten zu gehen, die sie in Voraussicht der eintreffenden Besuche hatte anfertigen lassen.

„Das ist recht langweilig," meinte Nora, aber sie stand doch bald darauf in einer der neuen Toiletten vor ihrem Spiegel und musterte lächelnd ihre eigene Gestalt. „Schade, daß wir den Amerikaner nicht einladen können," sagte sie dabei zu ihrer Mutter. „Nicht wahr, wir können ihn doch nicht auffordern, da er keinen Besuch bei uns gemacht hat?"

„Welchen Amerikaner meinst Du denn?" fragte Margitta, einige Falten an dem Kleide ordnend.

„Mein Gott, Papas verflossenen Gutskäufer natürlich!"

„Papas ‚verflossenen' Gutskäufer? Ich bitte Dich, Nora, Du drückst Dich aus, als wärest Du Willy oder sonst ein junger Mann. Das steht Dir nicht gut!"

Nora lachte wie ein übermüthiges Kind.

„Mama, wenn der Amerikaner mich hörte, ich bin überzeugt, er würde finden, daß mir auch diese Ausdrucksweise gut steht."

„So? Hast Du in aller Eile eine Eroberung an ihm gemacht? Nun, ich gratulire dazu, nächstens wird er wohl Schreiber oder gar Commis werden, da er sein Vermögen verloren hat und diese Amerikaner nicht schwierig in der Wahl eines Lebensberufs sind."

Nora warf ein wenig schmollend die Lippen auf.

„Er sieht gar nicht aus wie ein Schreiber oder wie ein Commis," sagte sie. „Wir haben ihn heut wieder begegnet, und er ritt ein prächtiges Pferd und saß wie ein geborener Reiter im Sattel. Ich bin überzeugt, daß er niemals Commis werden würde."

„Ah, er ist also noch in der Gegend, und er hat Dir im Vorüberreiten einige schmachtende Blicke zugeworfen, wie jeder junge Mann sie einem hübschen sechzehnjährigen Mädchen gern nachsendet. Vielleicht hat er auch ein paar Redensarten mit obligatem

Augenaufschlag riskirt, und mein thörichtes Töchterchen, das erst seit ein paar Wochen der Pension entflogen ist, ist auf dem besten Wege, Blicke und Worte ernsthaft aufzufassen und bei der ersten Huldigung des ersten besten armen Jungen schnell einen kleinen Roman zu träumen. Nora, lieber Kindskopf, wie viel fehlt Dir noch zur großen Dame, von der Du früher geträumt hast! Oder träumst Du jetzt am Ende von einer ‚kleinsten Hütte‘?"

„Ach, ich denke nicht daran — was Du auch glaubst, Mama!" erwiederte Nora etwas hastig, das Kleid wieder abstreifend, während eine zarte Röthe ihr Stirn und Wangen überzog.

Als Margitta das Zimmer verließ, dachte sie:

„Es ist gut, daß die Zeit unseres Stilllebens hier vorüber ist, denn die Kleine fängt an, sich zu langweilen und Langeweile ist der fruchtbarste Boden für das romantische Unkraut einer sogenannten ‚Jugendliebe‘, die wir durchaus nicht brauchen könnten." Sie ließ die erwarteten Gäste in Gedanken Revüe passiren. „Da sind zunächst die Cousinen, hübsche, aber etwas passirte Mädchen, die schon zwei Winter durchtanzt haben und das Leben jetzt mehr von der praktischen als von der schwärmerischen Seite betrachten, das heißt, sie suchen einen Mann.

Die werden Nora nichts schaden. Dann der Marquis nebst Sohn und die beiden Burgfelds — Alles galante Lebemänner, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, und dabei ganz unschädlich, sobald sie erst wissen, daß Nora einmal kein Vermögen zu erwarten hat. Das wird sie nicht verhindern, Nora den Hof zu machen, aber es wird sie abhalten, sich ihr ernstlich zu nähern. Und das ist eben, was ich für die Kleine brauche. Sie muß lernen, Huldigungen gegenüber unempfindlich zu bleiben und ihr Herz zu wahren, damit es einmal nur mit Genehmigung des Verstandes spricht. Sie muß den Reiz und zugleich die Nichtigkeit dieser Galanterieen — kurz, sie muß die Männer kennen lernen. Und dazu habe ich gerade die richtigen Gäste ausgewählt!"

IX.

Graf Hektor war auf dem besten Wege, seinen fatalen Holzverkauf zu vergessen, denn es herrschte wieder die heiterste Geselligkeit in Modozin.

Zu den Hausgästen hatten sich noch die Offiziere der nächsten Garnison und einige Familien der Nachbarschaft hinzugefunden, die im Lauf der Jahre mit Graf Hektor's Gemahlin in Verkehr getreten waren. Man amüsirte sich unstreitig nirgends in der ganzen Gegend so gut, als im Hause von Modozin, man fand nirgends liebenswürdigere Wirthe, eine bessere Tafel und eine interessantere Gesellschaft — warum sollte man sich also nicht über die etwas bewegte Vergangenheit der Gräfin hinwegsetzen? Man hatte sie am Ende doch nur als Graf Hektor's Gemahlin kennen gelernt — weßhalb sollte man sich um das bekümmern, was sie vorher gewesen war? Das war die Ansicht eines Theils der Nachbarschaft, während der andere, an dessen Spitze Gräfin Hedwig Rau=

bach stand, sich nach wie vor vollkommen ablehnend gegen die „Abenteurerin“, wie man Margitta nannte, verhielt. Nora war die Königin des kleinen Kreises, in welchem sie zum ersten Mal als erwachsene Dame auftrat, und sie hatte sich mit einer gewissen naiven Freude, welche sie noch anziehender machte, in diese ihr bisher neue Rolle gefunden und führte, wie der Marquis Dorval sagte, sehr graziös, aber doch ziemlich unbeschränkt das Szepter der vergnügten Gesellschaft. Der Marquis, welcher früher der Gesandtschaft in Berlin attachirt gewesen war und dort eine Deutsche heirathete, hatte auch nach dem Tode seiner Frau die Gewohnheit beibehalten, alljährlich einige Wochen in deutschen Bädern zu verweilen, und seine deutschen Freunde, unter denen Graf Hektor obenan stand, zu besuchen. Margitta wußte, daß sich das schöne deutsche Vermögen der verstorbenen Marquise in Paris bis auf den letzten Heller verflüchtigt hatte, und daß Monsieur de Dorval jun. im Begriff stand, eine zweite Auflage dieses deutschen Geldes mit der Hand einer Cousine seiner Mutter nach Frankreich herüberzuholen. Ebenso wußte sie, daß die beiden Grafen Burgfeld, als jüngere Brüder eines Majoratsherrn, auf reiche Heirathen angewiesen waren, um ihre luxuriösen Gewohnheiten auch in der Ehe beibehalten

und ihren Namen repräsentiren zu können. Und dennoch sah sie ohne Besorgniß, wie diese jungen Leute ihrer Tochter, die doch, wie sie selbst sagte, einmal kein Vermögen zu erwarten hatte, in der unverholensten Weise huldigten, sie sah, wie Nora's Wangen oft höher erglühten und wie ihre Augen einen neuen, ungewohnten Glanz bekamen, aber sie lächelte dazu und sagte sich:

„Das beste Mittel, eine Frau schön zu machen, ist, wenn man ihr sagt, daß sie es ist, und das beste Mittel, uns klug zu machen, ist die Erfahrung, daß die Männer unsere volle, selbstlose Liebe nicht verdienen und daß wir sie beherrschen müssen, um nicht von ihnen tyrannisirt zu werden. Beherrschen aber kann man nur, was man vollkommen kennt, und ich denke, die Burgfelds und Dorvals werden gute Lehrmeister für die Kleine sein. Wenn ihr auch jetzt noch das Köpfchen von all' den schönen Worten, die sie täglich zu hören bekommt, glüht, die Abkühlung wird schon kommen, und sie ist auf gutem Wege, ebenso schön als klug zu werden. Ehe wir nach Berlin gehen, wird sie eine fertige Dame sein, die ihre Macht kennt, und nicht jede Huldigung mit ihrer Gunst belohnen, sondern diese für einen Mann aufsparen wird, den ich ihr in der richtigen Beleuchtung

vorführen werde. Pauvre petite — sie wird vielleicht ein paar schwere Stunden vorher durchmachen — aber — man vergißt leicht mit sechzehn Jahren, und was will das sagen gegen die Seelen- und Herzenskämpfe, die ich durchlitten habe, ehe ich ganz begriff, welch' eine Illusion die Liebe ist! Ich will ihr diese Erkenntniß erleichtern!"

Während Margitta so kaltblütig ihre Reflexionen machte, ließ Nora sich, ohne nachzudenken, von dem Strudel fortreißen, in den sie plötzlich hineingerathen war. Robert Sennhausen's schüchterne Worte und aufleuchtende Blicke hatte sie schnell vergessen, jetzt, wo sie täglich Bewunderung in so vielen Augen las. Die beiden Burgfelds wetteiferten in galanten Aufmerksamkeiten, und Armide Dorval's halb verstandenen französischen Plaudereien zu lauschen, war ebenso amüsant, als ihn in seinem gebrochenen Deutsch versichern zu hören, daß er sich nirgends so wohl gefühlt habe als in „diese schönne Ort mit die schwere, schwere Name". Und wenn dann sein dunkles, halbverschleiertes Auge auf Nora haften blieb und er leiser hinzufügte: „Ja, es ist schön hier, zu schön, viel zu schön für mich!" — da fühlte Nora, wie das Blut ihr in die Wangen stieg, und sie wich seinem Blick aus, der sie dann nur um so eifriger

suchte. Die Cousinen störten Nora's Triumphe nicht. Sie wußten, daß die anwesenden jungen Herren keine „Partieen" waren, und hielten mit ihrer heranrückenden Aussicht auf das dreißigste Lebensjahr eine Courmacherei ohne reellen Hintergrund nicht mehr für zeitgemäß. Dagegen hatten ein mittelalterlicher, unvermählter Gutsbesitzer und der dicke Major von der nächsten Garnison Gnade vor ihren Augen gefunden, und sie widmeten sich, wenn diese beiden Herren nicht gerade in Modozin verweilten, der Sorge um ihre Toiletten, die sie selbst verfertigten, und der Belehrung der „lieben kleinen Cousine".

Eines Morgens, während die Herren einer Frühstückseinladung auf eines der Nachbargüter gefolgt waren, gingen die drei Mädchen Arm in Arm durch den Park.

„Weißt Du, Nora, Du mußt ein wenig kürzere Kleider tragen," sagte Femi, die älteste der Cousinen, „da kommt der Fuß mehr zur Geltung, und Du hast ein reizendes Füßchen."

„Ja, aber dann sehe ich gar zu sehr wie ein Pensionsmädchen aus," meinte Nora.

Die Cousinen lachten.

„Deine Jugend ist ja nur ein Schmuck mehr," sagte Elli, „und Dein Benehmen ist so sicher und

gewandt, daß Dich Niemand für ein Pensionsmädchen halten wird.“

„Meint ihr wirklich, daß ich mich gut benehme?“

„Kleine Kokette, das wirst Du wohl selbst wissen, die Herren sind ja alle verliebt in Dich!“

„Aber Femi!“ rief Nora erröthend und doch lachend.

„Ja, Femi hat Recht,“ bestätigte Elli, „ich glaube, die beiden Burgfelds sind rasend eifersüchtig auf einander, und Herr von Dorval — na, der hat entschieden am meisten Feuer gefangen, denn er verwendet ja kein Auge von Dir.“

„Ach — ich glaube, er lacht nur gern, und weil ich auch gern lache, so finden wir uns eben immer zusammen.“

„Nein, Du bist wirklich klassisch harmlos, Nora; aber glaube uns nur, wir beobachten schärfer. Die Cour machen sie Dir ja Alle, aber dieser Dorval liebt Dich. Seine Blicke, sein ganzes Wesen verrathen das, und ich glaube, er ist ein furchtbar leidenschaftlicher Mensch. Wenn Du mit den Burgfelds sprichst und lachst, wird er immer abwechselnd blaß und roth und verschlingt Dich förmlich mit seinen Blicken, und als neulich die französischen Gedichte vorgelesen wurden, da sagte er: ‚Les grandes

passions sont toujours malheureuses' — und das sagte er in einem Ton, daß ich ordentlich erschrak und er mir eigentlich furchtbar leid that. Er hat ein sehr interessantes Gesicht, findest Du nicht?"

„Er ist wenigstens hübscher als die Burgfelds."

„Nun, die sind auch nicht übel, aber er sieht so apart aus und hat so schöne Augen."

Nora hatte den Kopf etwas gesenkt, und als sie in die Nähe des Hauses kamen, machte sie sich von den Cousinen los und lief davon.

„Sie ist noch furchtbar kindisch," sagte Femi, ihr nachblickend.

„Und doch schon sehr kokett," erwiederte Elli.

„Das thörichte Ding, sie glaubt wirklich, daß neben ihr kein anderes Mädchen mehr aufkommen kann, und daß die Herren kaum wissen, daß wir da sind. Ha, ha, und dabei hat der älteste Burgfeld von Anfang an versucht, mir den Hof zu machen, und wenn ich wollte, ich könnte ihn sofort zu meinen Füßen haben. Aber ich habe ihm gleich gezeigt, daß ich kein solches Gänschen vom Lande bin, das jedes schöne Wort glaubt, ich habe ihn gründlich abblitzen lassen. Uebrigens glaube ich, dieser Herr von Dorval wäre auch nicht abgeneigt, mir den Hof zu

machen, wenn ich es wollte, aber sein ewiges Französischsprechen ist mir unbequem."

„Ja, ich habe auch schon bemerkt, daß er sich gern mit Dir unterhält," meinte Elli, „aber mit dem muß man Nora beschäftigen, um ihren endlosen Koketterieen ein Ziel zu setzen. Neulich versuchte sie sogar den Major von Hünen in ihre Netze zu ziehen — na, bei dem wird es ihr nicht gelingen. Aber gestern schälte sie dem guten dicken Wolder die Apfelsinen, und Du hättest einmal sehen sollen, mit welch' entzücktem Blick er ihr dankte."

Herr Wolder war der zweite in Aussicht genommene Heirathskandidat der Schwestern, und die Apfelsinengeschichte machte daher Fräulein Femi vor Entrüstung erröthen und befestigte auch in ihr den Vorsatz, Nora möglichst mit Dorval zu beschäftigen.

Diese war inzwischen nach ihrem Zimmer geeilt, welches zu ebener Erde lag und dessen Fenster von einem Weinspalier umzogen war. Sie öffnete dieses Fenster hastig. Zwischen den großen Weinblättern, dicht vor demselben, steckte eine halb erblühte Rose. Nora griff darnach.

„Wie ich das nur vergessen konnte!" sagte sie. „Freilich, ich habe mich heut sehr schnell angezogen, um die Herren noch vor dem Wegreiten zu sehen,

aber ich hätte doch daran denken können, daß Dorval seinen Morgengruß nicht vergessen haben würde. Wie die Cousinen von ihm sprachen, fiel es mir erst ein — ob die Cousinen aber wohl Recht haben? Das ist nun der vierte Morgen, an dem ich die Rose vor meinem Fenster finde — Anderen bringt er keine Rosen — das ist also doch eine Auszeichnung. Ja, manchmal ist es mir auch schon so vorgekommen, als ob er —" sie erröthete, schüttelte das Köpfchen, lächelte und — kehrte doch zu dem abgebrochenen Gedankengange wieder zurück. „Wenn er mich wirklich liebte?"

Sie erschrak bei dem Gedanken und hätte doch zu gleicher Zeit aufjubeln mögen. Es war ja so hübsch, von einem so interessanten Mann, der das Deutsche so reizend gebrochen sprach und so schöne, schwärmerische Augen hatte, geliebt zu werden!

Sie steckte seine Rose an die Brust, ging in den Salon, schlug dort sein Bild im Photographiealbum auf und vertiefte sich in seinen Anblick. Als sich Schritte im Nebenzimmer hören ließen, warf sie das Album erschrocken fort und stand dem eintretenden Diener, welcher eine frisch gefüllte Blumenvase auf den Tisch stellte, mit so hochklopfendem Herzen gegenüber, als habe dieser sie bei einem schweren Unrecht überrascht, und nach diesem Zwischenfall ging sie

wieder zu den Cousinen, war den ganzen Morgen sehr zerstreut und machte zu Tisch mit ganz besonderer Sorgfalt Toilette.

An diesem Tage bemerkte Margitta zum ersten Mal, daß Nora nicht ganz unbefangen war. Sie sah, daß ihre Blicke oft dem jungen Dorval folgten, daß sie bei seiner plötzlichen Anrede erröthete und dachte:

„Es ist Zeit, die Kleine aufzuklären, damit sie nur Nutzen und keinen Schaden von dieser Begegnung hat.“

Am Abend kam sie in Nora's Zimmer und sagte, nachdem sie allerlei kleine Tagesereignisse besprochen hatte: „Denke nur, welch' tragische Geschichte mir heut der alte Dorval erzählt hat — aber willst Du sie noch hören, oder bist Du müde und möchtest schlafen? Es betrifft nur eine kleine Liebesepisode Monsieur Armide's.“

Nora blickte sie mit weitgeöffneten Augen an, ohne ein Wort zu erwiedern, und Margitta fuhr in ihrer leichten, plaudernden Weise fort:

„Ah, jetzt habe ich wohl schon zu viel gesagt, und Du wirst neugierig sein; nun also, denke Dir: Monsieur Armide liebte in Paris ein hübsches, armes Mädchen, das heißt, er unterhielt sich gern mit ihr, und sie war thöricht genug, seinen schönen Worten zu glauben und nicht darauf zu hören, als man ihr

sagte, daß er, um seine etwas derangirten Verhältnisse zu ordnen, eine reiche deutsche Cousine heirathen werde. Monsieur Armide hatte es ihr natürlich nicht gesagt, denn er dachte nicht gern an diese Heirath und es hätte ihn gestört, davon zu sprechen, aber gute Freunde warnten das Mädchen. Nun, diese Warnungen nützten nichts, sie glaubte an die Liebe ihres Armide, und als sie hörte, daß er wirklich nach Deutschland abgereist sei, um sich zu vermählen, da — denke nur, welche Thorheit! — da stürzte sich die arme romantische Kleine in die Seine."

Margitta sah, wie tödtliche Blässe Nora's Gesicht bedeckte, sie sah, wie ihre Hände sich krampfhaft fest ineinander schlangen — aber sie wollte jetzt nicht sehen und fuhr kopfschüttelnd fort:

„Es ist unbegreiflich, wie ein Mädchen so thöricht sein kann, ein solches Gewicht auf die Liebe eines Mannes zu legen. Für die Männer ist die Liebe immer nur ein Spiel, und für die Frauen ist sie eine Macht oder ein Verhängniß, je nachdem wir sie einflößen oder uns ihr hingeben. Es ist gar zu thöricht, Liebessachen so ernsthaft zu nehmen, wie diese arme Kleine, die natürlich eine Handwerkerstochter war, denn Leute von Bildung stürzen sich nicht in's Wasser."

Nora saß bewegungslos vor ihrem Toilettenspiegel und die großen Augen starrten unheimlich aus dem blassen Gesichtchen hervor. Endlich richtete sie dieselben fest auf ihre Mutter, ihre Lippen zuckten und dann kamen hart und scharf die Worte darüber:

„Und warum ist Monsieur Armide noch nicht mit der ‚reichen Erbin' verlobt?"

Margitta streifte ihre Tochter mit einem verwunderten Blick. Sie hatte Thränen erwartet und heftige Angriffe auf Monsieur Armide's Flatterhaftigkeit, was sich Alles durch die tragische Liebesgeschichte motiviren ließ und in denen Nora ihrem eigenen gekränkten Gefühl Luft gemacht hätte; aber da waren keine Thränen und keine Vorwürfe, sondern nur eine Frage, auf welche Margitta achselzuckend antwortete:

„Mein Gott, Monsieur Armide ist eben nicht sehr eilig, aber das verhindert nicht, daß er sich trotzdem auf dem Wege zur Brautwerbung befindet. Er hat gestern oder vorgestern selbst davon gesprochen. Sein Benehmen hier war freilich nicht wie das eines Halbverlobten, und er hat Dir und den Cousinen immer abwechselnd den Hof gemacht, ohne an seine verrathene kleine Freundin in Paris oder an seine zukünftige Frau Gemahlin zu denken. Du brauchst aber deßhalb nicht zu glauben, daß er ein ganz besonderes

Ungeheuer sei. Bewahre — er ist sogar ein recht liebenswürdiger Mensch, aber — was die Liebe betrifft, da muß man eben nicht sentimental sein. Für die Männer ist die Liebe ein Vergnügen — ein Sport, so gut wie ein anderer, darum darf sie für uns auch nur ein elegantes Spielzeug sein — so lange wir unvermählt sind, und für ein bloßes Herz dürfen wir unsere Freiheit nie hingeben. Erst wenn dieses Herz, wie ein gut gefaßter Edelstein, von Gold, gutem Namen und angenehmer Stellung eingerahmt ist, da dürfen wir daran denken, aus dem Spiele Ernst zu machen. Siehst Du, Kleine, ich bin ohne Mutter aufgewachsen, und es hat mich tausend Thränen und die besten Jahre meines Lebens gekostet, ehe ich begriffen habe, wie es eigentlich um die Liebe bestellt ist. Darum ist es besser, wenn Du es bei Zeiten erfährst, das wird Dir viel böse Erfahrungen ersparen, denn Du bist schön und viele Männer werden Dir von Liebe sprechen."

Margitta sah plötzlich nach ihrer Uhr.

„Aber wie spät es über dem Plaudern geworden ist!" rief sie, „Du mußt schnell schlafen gehen, sonst hast Du morgen trübe Augen. Gute Nacht, Kind, schlaf' süß und träume nicht zu böse Dinge von Armide Dorval!"

Sie küßte Nora's Stirn, strich sanft über ihr krauses Haar und verließ das Zimmer.

„Arme Kleine," dachte sie im Hinausgehen, „aber sie wird es bald überwinden. Sie hat keine Spur von Sentimentalität in sich, sonst hätte das Schicksal der kleinen Pariserin sie gerührt. Aber sie hat kaum an diese gedacht, und wenn ich sie recht kenne, so ist die dominirende Empfindung in ihr jetzt der Zorn gegen Monsieur Armide. Das ist gut, und der Nächste, der ihr jetzt sagt, daß sie schön sei, wird keinen großen Eindruck auf sie machen. Morgen haben wir einen kleinen Ball und übermorgen reisen die Dorvals ab — diese Episode wird schnell vergessen sein und doch ihre guten Früchte bringen."

Sie betrat ihr Schlafzimmer und erfuhr von ihrer Zofe, daß Graf Hektor noch mit einigen der Herren beim Spiele sitze.

„Sonderbar, daß das immer die letzte Passion der Männer ist," dachte sie, „zuerst kommen die Frauen und die Pferde, dann der Ehrgeiz — endlich das Spiel. Hektor hat mit dem Ehrgeiz eigentlich nie viel zu thun gehabt. Um so zeitiger hat dafür das Spiel bei ihm begonnen. Nun, der Eine macht die Stufenleiter in Sätzen, der Andere macht sie im Schritt durch. Die Stufen bleiben aber doch die-

selben, und wenn man am Ende steht, weiß man nicht recht, ob die ganze Mühe sich verlohnt hat."

Zufällig blieb ihr Blick auf ihrem Spiegelbilde haften.

„Wie müde ich aussehe und was für Gedanken das sind!" seufzte sie. Aber dieser Seufzer verhinderte sie nicht, noch einige Anordnungen in Betreff der Toiletten zu geben, welche sie und Nora am andern Tage tragen wollten.

X.

Am Morgen nach dieser Nacht blieb die Rose in dem Weinlaub vor Nora's Fenster stecken, ohne von dieser aufgenommen zu werden. Nora sah noch etwas bleicher aus als gewöhnlich; sie vermied es, mit Armide Dorval zu sprechen, und war doch in ihrer Unterhaltung mit den Anderen lauter und lustiger als sonst. Der ältere Burgfeld, welcher bisher durch Dorval etwas zurückgedrängt worden war, wurde in der augenfälligsten Weise von ihr bevorzugt. Sie versprach ihm den Cotillon für den Abend, trug die Blumen, die er ihr brachte, im Haar und an der Brust und erwiederte jeden, auch den fadesten Witz, mit freundlichem Lächeln. Dabei brannte ein eigenthümlich düsterer Glanz in ihren Augen und ihre Gestalt schien plötzlich höher, ihre Haltung stolzer geworden zu sein.

„Sie wird mit jedem Tage pikanter," sagte der alte Marquis Dorval nach dem Diner zu einem der

jüngeren Herren, „es macht wahrhaftig Freude, die Entwicklung einer so vielversprechenden Knospe mit anzusehen. — Aber ich habe ihr schon ein brillantes Prognostikon gestellt, als sie noch ein Kind war — ihre Mutter kann es mir bezeugen.“

In Wahrheit war Nora an diesem Tage zum ersten Mal kokett und unwahr, denn sie provozirte Huldigungen, die ihr im Grunde genommen völlig gleichgültig waren, und zeigte eine Heiterkeit, von der ihr Herz heute nichts wußte. Aber der Gedanke, daß Armide Dorval glauben könne, seine Huldigungen hätten einen tieferen Eindruck auf sie gemacht, die Vorstellung, daß er dann vielleicht bald an der Seite seiner Braut mit einem mitleidigen Lächeln an sie zurückdenken könnte, war ihr unerträglich. Lieber wollte sie lachen und ihm zeigen, daß die Unterhaltung der Anderen ihr eben so lieb sei als die seine, und am Ende — war Graf Burgfeld nicht ein ebenso hübscher und eleganter Kavalier als Monsieur de Dorval? Gewiß, sie brauchte den Franzosen nicht, Andere waren ebenso amüsant als er. Dennoch triumphirte sie, als sie bemerkte, wie er stiller und ernster wurde, je mehr sie lachte, und so geschickt ihr Blick ihm auch auswich, sie wußte es heute jedesmal, wenn seine Augen ihr folgten. Die

sorglose Heiterkeit und unbewußte Lebensfreude, welcher sie sich bisher hingegeben hatte, war vorbei, vernichtet für immer.

Am Abend strahlten die Salons von Schloß Modozin im hellsten Kerzenglanz, und bei den Klängen eines Strauß'schen Walzers schwebte Nora im Arm des Grafen Burgfeld über das Parket des Tanzsaales.

„Sie muß ausgezeichnet tanzen," sagte einer der fremden Offiziere, ihr nachsehend.

„Leicht wie eine Feder und schmiegsam wie eine Gerte," bestätigte einer seiner Kameraden, und kaum hatte Nora ihren Platz erreicht, so drängten Beide sich heran, um die nächsten Touren bittend.

Nora tanzte leidenschaftlich gern, sie flog von einem Arm in den andern und suchte endlich hochaufathmend und mit glühenden Wangen das an den Tanzsaal stoßende Palmenhaus auf, um auf einem seiner lauschigen Sitzplätze auszuruhen. Das Blut pulsirte in ihren Schläfen, die Tanzmusik rauschte noch vor ihren Ohren, obgleich dieselbe jetzt in Wirklichkeit nicht erklang, sie schloß die Augen und stützte den Kopf einen Moment an die Lehne der Bank. Da klang helles Gläserklirren dicht hinter ihr und erinnerte sie daran, daß man in dem Gartensalon neben dem Palmenhause die Bowle aufgestellt hatte,

um welche die Herren sich in den Pausen zu versammeln pflegten.

In diesem Augenblick schienen nur einige der jüngeren Herren dort zu sein, denn die Unterhaltung wurde laut und sehr ungenirt geführt.

„Wem gilt es denn, kann man nicht mitthun?“ fragte in diesem Augenblick die Stimme des älteren Burgfeld, die Nora deutlich erkannte.

„Wenn Sie errathen, wem wir soeben ein stilles Glas geweiht haben, dürfen Sie mittrinken,“ lachte einer der Anderen. „Hören Sie, was ist das: Schwarz und doch weiß, kühl und doch heiß, sehr jung und doch schon nett, ein klein bischen kokett, die schönsten Augen von der Welt — doch das Alles leider ohne Geld! Na — wer ist das?“

Die Herren lachten und Graf Burgfeld rief, in das Gelächter einstimmend:

„Die Tochter vom Hause soll leben, bravo, Hohenthal, Ihr Räthsel war zwar nicht schwer, aber treffend!“

Nora war aufgesprungen, sie wollte nichts mehr hören und in den Tanzsaal zurückkehren. Da sah sie zwischen dem hohen Farnkraut hindurch, wie Graf Burgfeld eben mit einem der anderen Herren in die Thür des Gartensalons trat und es ihr un=

möglich machte, unbemerkt vorbeizuschlüpfen. Sie schmiegte sich fester an ihre Bank — wenn die Herren gerade auf diesen Platz zukamen, konnte sie nicht entkommen, ohne gesehen zu werden. Dunkle Röthe färbte ihre Stirn und ihre Wangen, unschlüssig saß sie da, die Hände auf die Lehne der Bank gepreßt — da athmete sie erleichtert auf, die Herren hatten einen Platz auf der andern Seite des Boskets, welches Nora verbarg, eingenommen. Fort konnte sie jetzt freilich nicht, aber sie wurde doch nicht bemerkt.

„Du machst der kleinen Herbenstein scharf den Hof, und wie es scheint, mit Glück," begann drüben die Unterhaltung.

„Was sollte ich hier anders thun?" lautete Burgfeld's Antwort. „Einmal ist die Kleine wirklich recht charmant, und dann — Du weißt ja, es hat mir immer Spaß gemacht, neue Sterne am Himmel der Gesellschaft zu entdecken. Und wenn die Kleine so fortfährt, so wird sie ein Stern erster Größe mit unzähligen Trabanten werden — wahrhaftig ein ganzes kleines Sonnensystem für sich. Sie hat in der kurzen Zeit, während welcher ich sie kenne, ganz unglaubliche Fortschritte gemacht, und es wird sehr angenehm sein, sie als alter Freund begrüßen zu

können, wenn sie, wie beabsichtigt wird, im nächsten Winter in Berlin auftritt."

„Hm, Du meinst also, sie wird gefallen? Nun, Du bist Kenner und hast einen guten Blick für dergleichen — aber — wie Hohenthal vorhin in seinem Räthsel sagte: sie hat kein Geld, und heutzutage —"

„Heutzutage sind nur sehr wenige Sterbliche in der Lage, ohne Geld heirathen zu können, natürlich, aber — das hat mit meiner Sternguckerei doch nichts zu thun. Ich habe ja nicht gesagt, daß die Kleine sofort Anträge ernsthafter Natur haben würde. Es ist sogar sehr möglich, daß diese für's Erste ganz ausbleiben, da man sich außer an ihrer Vermögenslosigkeit auch an der Vergangenheit der Mutter stoßen dürfte. Die Gräfin ist ja eine ganz charmante, liebenswürdige Frau, und ein wenig haut-goût macht pikanter, aber wenn man daran denken wollte, die Tochter zu heirathen — ich weiß doch nicht, ob man da nicht pur sang vorzieht!"

„Sehr gut, ha ha," lachte der Andere, „ja, haut-goût ist allerdings pikant — aber zur Hausmannskost nicht geeignet."

Eben intonirte die Musik im Tanzsaal zur Française. Die beiden Herren verließen ihren Platz und Nora versuchte ebenfalls aufzustehen. Aber ihre

Kniee bebten, einen Augenblick bedurfte sie noch, um sich zu fassen. Wie im Fiebertraum jagten die Worte, die sie eben gehört hatte, durch ihr Hirn. Sie schienen sich zu verwirren — aber gleich darauf standen sie wieder in furchtbarer Deutlichkeit vor ihrem Gedächtniß. Wenn sie auch nicht Alles ganz verstanden hatte, was die beiden Herren mit ihren Anspielungen auf Margitta meinten, die Nichtachtung, welche aus ihren Worten hervorklang, hatte sie voll begriffen, und ihr Stolz bäumte sich auf gegen die frivole Art und Weise, in welcher man hier ihre künftigen Triumphe besprochen hatte.

Und jetzt sollte sie tanzen! Im nächsten Augenblick würde ihr Tänzer sie vielleicht schon hier suchen und finden. Sie sprang auf wie ein gescheuchtes Wild. Der einzige Weg, den sie nehmen konnte, führte durch den Tanzsaal, aber ohne weiter zu überlegen, schlug sie ihn ein. An der Thür trat ihr Armide Dorval entgegen.

„Sie haben mir zwar keinen Tanz reservirt," begann er, „aber da ich die Ehre habe, Ihr vis-à-vis in dieser Française zu sein, so habe ich doch wenigstens ein halbes Recht an Sie. Erlauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Tänzer führe, der schon ganz verzweifelt ist über Ihr Verschwinden."

Nora blickte ihn an, als verstände sie nicht, was er sagte, als er sich aber ihres Armes bemächtigen wollte, stieß sie ihn zurück und wollte an ihm vorübereilen. Da war es ihr plötzlich, als drehe der Saal mit all' seinen Kerzen und all' seinen lachenden, schwatzenden Menschen sich in tollem Wirbel um sie her, ihre Kniee bebten, als bewege sich der Fußboden unter ihr, und unwillkürlich nach einer Stütze suchend und doch vor Herrn von Dorval zurückbebend, umfaßte sie den Thürpfosten und lehnte ihre Stirn daran.

„Ich bin krank," flüsterte sie matt, „lassen Sie mich, ich bin krank."

Schon war die Gruppe an der Thür von einigen Personen aus der Gesellschaft bemerkt worden, bald war sie von Fragenden umringt und man brachte Nora zu ihrer Mutter, die sie hinausführte. Das Gerücht von ihrem plötzlichen Unwohlsein bildete einen Augenblick den Unterhaltungsstoff aller Anwesenden, der Beginn der Française wurde aufgeschoben. Doch schon nach wenigen Minuten erschien Margitta wieder, erklärte, Nora habe zu viel getanzt, befinde sich aber schon wieder ganz wohl und würde bald wieder in der Gesellschaft erscheinen.

Darauf begann die Française und bald wogte

der Tanz im Saale und der kleine Zwischenfall schien fast vergessen.

Auf Margitta's Drängen erschien Nora auch wirklich beim Souper wieder unter den Gästen. Sie sah bleich aus und war sehr still, aber nach der plötzlichen Ohnmacht von vorhin fand man das natürlich, und als am Ende des Soupers Graf Hektor die heut stattgehabte Verlobung seiner Nichte Femi mit dem Amtsrath und Rittergutsbesitzer Wolder seinen Gästen anzeigte, da hatte die allgemeine Aufmerksamkeit vollends ein anderes Ziel bekommen.

Nora hörte wie im Traum diese Verlobung verkündigen. Sie sah, wie man das Brautpaar umringte, wie ihre Cousine mit dem stolzen Lächeln einer Siegerin die Glückwünsche der Gesellschaft entgegennahm und dann am Arme ihres Verlobten, dessen kurze, gedrungene Gestalt sie bedeutend überragte, durch den Saal schritt, und das Ganze kam ihr vor wie eine abgeschmackte Komödie. Sie war froh, als ihr endlich erlaubt wurde, sich zurückzuziehen, und als sie ihr Zimmer betrat, vermochte sie nicht einen klaren Gedanken zu fassen. Halb betäubt warf sie sich auf ihr Lager mit dem dumpfen Gefühl, sehr unglücklich zu sein, und doch außer Stande, dieses Gefühl klar zu motiviren. Die Bilder des Tages

zogen an ihrem Geist vorüber, sie hörte die Worte, die Margitta ihr gestern gesagt und die Graf Burgfeld heut gesprochen, immer durcheinanderklingen. Immer undeutlicher wurden die Bilder, immer verworrener die Worte — ein paarmal schreckte sie noch bei einer klareren Erinnerung zusammen — und endlich hörte sie auf, mit Bewußtsein zu denken — sie war fest eingeschlafen. Ihre sechzehn Jahre hatten über alle Erfahrungen, die seit gestern auf sie hereingestürmt waren, gesiegt.

XI.

Am nächsten Tage reisten die Dorvals ab. Armide küßte beim Abschied die Hand Nora's und flüsterte ihr zu, daß die schönsten Erinnerungen seines Lebens sich an seinen Aufenthalt in Modozin knüpfen würden.

Sie entzog ihm hastig ihre Hand, ohne eine Erwiederung zu finden, und hörte dann dem Geschwätz der Zurückbleibenden zu, ohne genau sagen zu können, wovon die Grafen Burgfeld sie unterhielten und weßhalb ihre Cousinen lachten. Das dumpfe Schmerzgefühl war auch heute noch nicht von ihr gewichen, und das einzige klare Bewußtsein in ihr war: daß sie noch beobachtet wurde, daß sie Gäste zu unterhalten hatte, und daß sie sich unbeschreiblich darnach sehnte, einmal allein zu sein. Margitta wich sie aus, und diese suchte sie auch nicht auf.

„Die Kleine fängt an nachzudenken," sagte sie sich, „stören wir sie nicht, das ist die Krise, die doch

einmal kommen mußte, und die ich beschleunigen wollte. Je eher ihr die ideale Welt der Unmöglichkeiten in Trümmer zerfällt, je eher wird sie die Vorzüge der realen Welt, in welcher wir nun doch einmal leben, zu würdigen verstehen."

Endlich reisten auch die Burgfelds und die Cousinen ab. Wenn man auch schon in der neuen Woche neue Gäste erwartete, so war man doch für den Augenblick allein und Nora athmete erleichtert auf, als der letzte Wagen, der ihre Gäste entführte, davonrollte.

Sie hatte eine fast krankhafte Sehnsucht darnach, einmal ganz allein sein und über alles jüngst Erlebte ungestört nachdenken zu können, und begrüßte es daher freudig, daß Graf Hektor gerade in diesen Tagen vielfach in Anspruch genommen war, und sie die Erlaubniß erhielt, allein mit dem Reitknecht auszureiten.

Sie schlug die Richtung nach dem Walde ein, ließ, dort angelangt, Pferde und Reitknecht in der Försterei zurück und unternahm einen einsamen Spaziergang. Die Waldluft und die Ruhe rings umher thaten ihr wohl und allmälig löste sich die Spannung, in welcher ihr ganzes Wesen sich in den letzten Tagen befunden hatte.

Sie erinnerte sich ihres letzten Rittes hieher. Es schien ihr, als sei sie seitdem um Jahre gealtert, und doch lagen in Wahrheit kaum mehr als vierzehn Tage dazwischen. Sie dachte an all' die Menschen, die sie seither kennen gelernt hatte — keiner war darunter, dessen sie sich gern erinnert hätte, keiner, von dem sie hätte annehmen können, daß er ihrer wahrhaft freundschaftlich gedenken würde. Sie dachte, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ihre Mutter sie nicht über Armide Dorval aufgeklärt hätte; aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Mama meinte es gut, und es war besser so," sagte sie sich, und dennoch konnte sie einen gewissen Groll gegen ihre Mutter nicht unterdrücken. Allerlei Gedanken quälten sie. Was hatte Burgfeld mit seinem „haut-goût" gemeint? Was war es mit ihrer Mutter, was warf man ihr vor? Und diese selbst, was hatte sie damit sagen wollen, daß die Liebe für die Männer nur ein Sport und für die Frauen eine Macht oder ein Verhängniß sei? Ein tiefes Angstgefühl schnürte ihr das Herz zusammen, ihr war, als müsse sie die Hände nach einer andern, festen Hand ausstrecken, welche im Stande wäre, sie aus all' diesen wirren Fragen herauszuführen. Sie fühlte, daß sie weder mit ihrem Stief=

vater noch mit ihren Cousinen davon sprechen könnte, und vor ihrer Mutter empfand sie eine unüberwindliche Scheu seit jenem Abend, an welchem diese ihr Armide Dorval's „Liebesepisode" erzählt hatte. Sie hatte ihre Empfindungen während der letzten Tage gewaltsam zurückgedrängt. Jetzt stürmten dieselben mit doppelter Gewalt auf sie ein. Sie fühlte sich grenzenlos einsam und verlassen, und in diesem Gefühl warf sie sich auf den Waldboden nieder und brach endlich in unaufhaltsame Thränen aus.

Einige Minuten hatte sie so, ganz ihrem Schmerz hingegeben, zugebracht, da schreckte sie auf, durch das leise Knicken einiger Zweige aufmerksam gemacht. Verwirrt blickte sie um sich.

„Mein Gott, Sie, Sie sind es wirklich!" klang da eine Stimme dicht hinter ihr — und mit erschrockenen, verweinten Augen blickte sie in Robert Sennhausen's ebenso erschrockenes Gesicht.

„Ja, ich, ich bin — ich wollte —" stammelte sie, nach einer Entschuldigung suchend, aber die hellen Thränen stürzten ihr über die Wangen herab und sie fühlte, daß sie jetzt nur schweigen oder klagen konnte.

Sie schwieg und Robert schwieg auch. Er blickte an ihr vorüber gerade in das Waldesdunkel hinein,

als sähe er dort einen Gegenstand, der seine volle Aufmerksamkeit beanspruche, und sie brach eine von den Epheuranken, die neben ihr wucherten, und zerzupfte die einzelnen Blätter. Dann sah sie mit einem scheuen, schnellen Blick zu ihm auf, und gerade zur selben Zeit wagte auch er wieder sie schüchtern anzusehen. Sie erschraken Beide über dieses Begegnen ihrer Blicke, sie wurden roth und sahen wieder in den Wald hinein. Aber Robert sagte jetzt ganz leise:

„Ich würde mich so sehr gefreut haben, Sie wieder zu begegnen, wenn Sie nicht gerade so traurig wären," und als könne sie annehmen, daß er ihr aus dieser Traurigkeit einen Vorwurf mache, setzte er hastig hinzu: „das heißt, ich freue mich auch so, Sie wiederzusehen, aber es betrübt mich nur sehr, zu sehen, daß auch Sie unglücklich sind!"

„Sind Sie es denn ebenfalls?" fragte Nora, immer noch über die Epheuranke geneigt, ohne aufzublicken.

Er setzte sich in einiger Entfernung von ihr auf einen Baumstumpf, warf seinen Hut neben sich und fuhr mit der Hand über seine hohe, breite Stirn.

„Es ist nicht leicht, sich plötzlich arm zu finden, nachdem man gewohnt war, sich für leidlich vermögend zu halten," sagte er. „Sie wissen ja, daß

ich mein Vermögen verloren habe und deßhalb das Gut Ihres Vaters nicht kaufen konnte, aber das ist nicht Alles. Mein Vater ist plötzlich gestorben, meine Geschwister und mein alter Großvater sind dadurch heimatlos geworden."

Nora warf die Epheuranke fort und blickte ihn jetzt mit inniger Theilnahme an.

„O, dann haben Sie viel gelitten in der letzten Zeit," sagte sie warm.

„Viel gelitten — ja wohl," wiederholte er und schien ihre Thränen über den eigenen Schmerz vergessen zu haben. Plötzlich richtete er sich aus seiner gebeugten Haltung auf und sagte mit glänzenden Augen:

„Aber ich habe auch viel Gutes erfahren, und es ist eigentlich unrecht von mir, jetzt noch zu sagen, daß ich unglücklich bin. Doch — verzeihen Sie, das kann Sie nicht interessiren, Sie waren ja selbst traurig."

„Nein, nein," unterbrach ihn Nora, „erzählen Sie mir, was Ihnen Gutes widerfahren ist, ich möchte auch einmal etwas Gutes und Schönes hören, nach Allem —" sie biß die Lippen zusammen und sprach das Ende des Satzes nicht aus.

Robert verließ seinen Baumstumpf, setzte sich neben

sie in das Moos und erzählte in seiner offenen, einfachen Weise, welche Aussichten Gräfin Hedwig ihm eröffnet habe, und wie er hoffen dürfe, durch Fleiß und Arbeit seinem Großvater und seiner Schwester die verlorene Heimat ersetzen zu können.

„Sie sind hier auf Gräfin Hedwig's Grund und Boden," sagte er, „das heißt auf dem Gute, welches ich fortan für sie bewirthschaften soll. Die Wälder von Modozin und Schönaich grenzen hier aneinander und hinter dem Walde kommt auf Schönaicher Terrain ein Wiesengrund, an dessen Ende Haus und Hof liegen, die ich jetzt bewohnen soll."

Und nun erzählte er von dem alten Hause, in welchem seine eigenen Großeltern einst gelebt hatten, von dem Garten, dessen Bäume ihm wie alte Bekannte vorkämen, weil sein Großvater sie gepflanzt habe, von den Einrichtungen, die er treffen wollte, und von seinen Hoffnungen für die Zukunft. Nora hörte ihm still zu; seine ruhige, klare Weise zu sprechen that ihr wohl und es war, als wehe die reine, kräftige Waldluft, die sie umgab, auch aus seinen Worten zu ihr herüber. Robert wurde immer wärmer, während er von allen diesen Dingen berichtete und Nora so verständnißvoll dazu mit dem Köpfchen nickte; er dachte nicht daran, daß er zum ersten

Mal so vertraulich mit ihr sprach, ihm war zu Muthe, als könne es gar nicht anders sein und müsse fortan immer so bleiben. Als er sie aber am Ende seines Berichtes mit seinen ehrlichen Augen treuherzig ansah und fragte:

„Und nun sagen Sie mir auch, warum Sie vorhin geweint haben?“ Da fand auch sie diese Frage ganz natürlich und antwortete, ihm vertrauensvoll in die Augen sehend, wie einem alten Freunde:

„Mir war so bange. Ich habe in den letzten Tagen so viel Schlechtes gehört, daß ich glaubte, ich könnte zu keinem Menschen mehr Vertrauen haben. Und wie ich so recht daran dachte, da war ich so unglücklich — so unglücklich —“

Sie sprach schon davon wie von der Vergangenheit.

„Und jetzt?“ fragte er und seine Stimme stockte vor innerer Bewegung, „und jetzt sind Sie ruhiger, jetzt glauben Sie doch noch Vertrauen fassen zu können?“

„Ja,“ sagte sie herzlich, „zu Ihnen kann ich Vertrauen haben, Sie sind anders wie die Anderen.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Nora, ich danke Ihnen.“

Hatte sie ihm bei diesen Worten die Hand ge-

reicht oder hatte er sie ergriffen? Gewiß ist, daß sie Beide plötzlich Hand in Hand neben einander saßen.

„Sie sind so jung und leben in einer Sphäre, die man gewöhnlich die ‚gute Gesellschaft‘ nennt,“ sagte er leise, „wie ist es möglich, daß Sie da schon so viel ‚Schlechtes‘ gehört haben?“

„Ich kann Ihnen das nicht so erzählen,“ meinte sie kopfschüttelnd, und er wollte nicht unbescheiden sein und nicht fragen. Aber da sie noch eine gute Weile so neben einander saßen und hin und wieder sprachen, wußte er am Ende doch ungefähr, was Nora bekümmert hatte. Wie er aber eigentlich zu dieser Wissenschaft gekommen war, hätte er ebensowenig wie Nora sagen können.

Da klang von fern her das Geläute einer Abendglocke zu dem Paare im Walde.

Nora sprang auf.

„Mein Gott, ich habe ganz die Zeit vergessen,“ rief sie, „ich muß ja nach Hause!“

Er strich wieder über seine Stirn, aber jetzt wie Einer, der aus einem Traum erwacht.

„Wir müssen uns trennen,“ rief er, „ja wohl, wir müssen uns trennen — ich hatte fast nicht mehr daran gedacht!“

Er sah so verstört aus, daß Nora ängstlich zu ihm aufsah und rief:

„Was ist Ihnen? Mein Gott, wie blaß Sie plötzlich geworden sind!“

Er ergriff wieder ihre Hand, preßte sie fest in der seinen und stieß sie dann fast heftig von sich.

„Ich sage Ihnen Lebewohl, Lebewohl für immer, denn — wir dürfen uns nicht wiedersehen, Fräulein Nora!“

„Nicht wiedersehen?“ wiederholte sie verwundert. Dann zuckte ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht.

„O doch, doch, wir müssen uns sogar wiedersehen, denn ich war so froh, als ich eben mit Ihnen sprach, Sie sind so gut, so gut —“

„Nora, ich bitte Sie, gehen Sie, lassen Sie mich und glauben Sie, es ist besser, wenn wir uns nicht wiedersehen!“

Sie zog die Stirn kraus und warf die Lippen auf wie ein schmollendes Kind. Halb wandte sie sich ab, dann stampfte sie mit dem zierlichen Füßchen auf den Boden, sah ihm trotzig in's Gesicht und sagte:

„Ich will Sie aber wiedersehen.“

Und bei allem Trotz lag ein so herzgewinnendes Bitten, ein so sehnsüchtiges Verlangen in ihrem Blick,

sie stand so dicht vor ihm und ihre rothen Lippen lächelten ihn, in der Erwartung, daß er ihrem Wunsche nachgeben und ein Wiedersehen versprechen werde, aus so verführerischer Nähe an, daß die aufkeimende Leidenschaft ihn fortriß. Mit einer schnellen Bewegung umschlang er die schlanke Mädchengestalt vor ihm, sein Mund berührte einen Augenblick ihre Lippen — dann fuhren sie Beide auseinander wie zwei erschreckte Kinder.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Robert endlich schwerathmend, „aber ich — ich konnte nicht anders.“

Seine Besinnung war zurückgekehrt, er wußte wieder, daß er ein armer Bursch war, der nicht daran denken durfte, ein junges, verwöhntes Mädchen, wie Nora, an sein Schicksal zu ketten.

„Verzeihen Sie mir und — vergessen Sie mich!“

„O nie, niemals, Sie sind der einzige Mensch auf der ganzen Welt, zu dem ich Vertrauen habe, der einzige, der einzige — —“

In Thränen ausbrechend, lag sie an seiner Brust und umschlang seinen Hals mit beiden Armen. Es hätte übermenschliche Kraft dazu gehört, sie jetzt zurückzustoßen, und Robert war nur ein junger, warmherziger Mensch.

Eine Minute später saßen sie Beide wieder an

dem Platz, den sie soeben verlassen hatten, aber Nora's Kopf lehnte jetzt an Robert's Schulter und seine Hand glitt leise über ihr schimmerndes Haar.

Vergangenheit und Zukunft waren vergessen, es gab nur eine schöne, von heimlichem Waldesdunkel umgebene Gegenwart für sie.

Aber die Dämmerung brach herein, endlich mußten sie sich doch trennen.

Noch ein Kuß, noch ein Händedruck, und Nora eilte mit einem hoffnungsfreudigen „Auf Wiedersehen!" dem Försterhause zu.

Glückstrahlend kehrte sie nach Modozin zurück, ihre Augen hatten ihren Glanz, ihr ganzes Wesen die Elastizität, die sie in den letzten Tagen verloren zu haben schien, wiedergewonnen. Es war, als habe sie unter Robert's Küssen alle trüben Erfahrungen vergessen, und mit einem muthwilligen Lächeln blickte sie auf die vertrocknete Rose, welche immer noch im Weinlaub vor ihrem Fenster steckte. Die Gestalt Armide Dorval's wie die des Grafen Burgfeld schienen nur noch einem wirren Traumbild anzugehören.

Auch Robert Sennhausen war es, als habe die Welt um ihn her sich plötzlich beträchtlich verändert. Zuerst war er in seiner ehrlichen Einfachheit vor der Größe des Glückes, welches sich ihm da in den Weg

stellte, zurückgeschreckt und hatte gemeint, es nicht ergreifen zu dürfen. Als aber das Mädchen, das ihm vom ersten Augenblick ihrer Begegnung an wie das verkörperte Ideal seiner schwärmerischsten Träume erschienen war, als gerade diese sich vertrauensvoll an sein Herz legte und von seinen gewissenhaften Zweifeln nichts wissen wollte, da fing auch er an, diese Zweifel als unhaltbar zu betrachten. Hatte ihm doch Nora selbst eingestanden, daß sie sich zu Hause nicht glücklich fühlte, hatte sie doch so leidenschaftlich versichert, daß sie all' die vornehmen Herren, welche in Modozin verkehrten, verabscheue und nie, niemals einen von ihnen heirathen würde.

„Sie haben mich bewundert und haben mir geschmeichelt," hatte sie gesagt, „und hinterher haben sie mich kritisirt wie ein Pferd, oder wie sonst ein Ding, von dem man nicht recht weiß, ob man es kaufen will oder nicht, und wenn ich plötzlich gestorben wäre, sie hätten die Lorgnetten auf die Nasen geklemmt und vielleicht gesagt: die Kleine hatte viel Talent, eine große Dame zu werden, schade um sie! Aber getrauert hätte Keiner. Das sind Menschen, die überhaupt nicht trauern können —"

Und dann hatte sie ihre Hände auf Robert's Augen gelegt und gesagt:

„Und so gute treue Augen, wie Du, hat auch Keiner, und so angesehen, wie Du, hat mich noch kein Mensch. Nein, Du, Du bist ganz anders als sie Alle, ganz, ganz anders. Und Du wirst mich nicht verlassen, nicht wahr, das wirst Du nicht thun?“

Warum sollte er nicht glauben, daß sie sich aus dem Glanz und den, wie er wußte, etwas abenteuerlichen Verhältnissen von Modozin fort und in einfache, geordnete Verhältnisse hineinsehnte?

„O, warum bin ich jetzt nicht mehr reich genug, um ihr sogleich eine Häuslichkeit bieten zu können!“ seufzte er schmerzlich; aber gleich darauf dachte er weiter:

„Sie ist noch jung — wir können wohl Beide noch warten, und bin ich erst einmal Pächter von Schönaich, dann darf ich ungescheut um sie werben. Meine Nora — o, sie hatte Recht, ich darf nicht von ihr lassen. Und ich könnte es ja auch gar nicht mehr. Ich hänge an ihr mit allen Fasern meines Daseins — ich bin sicher, Keiner würde sie mehr lieben als ich. Sie braucht Liebe, meine süße Waldblume, und es scheint, daß sie sie nicht findet in ihrer nächsten Umgebung!“

Mit schnellen Schritten ging er vorwärts, und wie er das Haus, welches bisher unbewohnt gewesen war, und das Hedwig erst für ihn einrichten ließ,

vor sich aufragen sah, da nahmen die Zukunftsbilder, welche ihn umgaukelten, immer bestimmtere Formen an. Freilich er stand am Anfang all' seiner Pläne. Er mußte seinen neuen Wirkungskreis erst gründlich kennen lernen, mußte erst ein tüchtiger Beamter und konnte erst nach jahrelanger Arbeit Pächter des Grund und Bodens werden, auf dem er stand, aber das Alles schien ihm so leicht. Ihm war zu Muthe, als müsse dem wunderbaren Glück, das er heut gefunden, ein zweites Wunder folgen, das ihn schneller, als er hoffen durfte, in den Besitz alles dessen setzte, was er ersehnte, und er fühlte sich stark und gerüstet zu jedem Kampf und zu jeder Arbeit, wie Einer, der eine Welt erringen muß und mit ihrer Eroberung schon angefangen hat.

XII.

Am nächsten Morgen erwachte Nora mit dem interessanten Gefühl: ein Geheimniß zu haben.

Es fiel ihr nicht ein, dasselbe ihrer Mutter mitzutheilen, denn sie wußte ja jetzt, wie dieselbe über dergleichen Sachen dachte, und ihr Liebeseinverständniß mit Robert erschien ihr so poetisch, sie war so fest überzeugt davon, daß dasselbe weder für ihn ein „Sport", noch für sie ein „Verhängniß" sei, daß sie beschloß, die Meinung ihrer Mutter nicht erst herauszufordern.

Sie lachte glücklich und ein wenig schelmisch wie ein Kind, das an seine Lieblingspuppe denkt, wenn sie sich den großen jungen Mann vorstellte, der so befangen vor ihr gestanden hatte, daß sie fast meinte, er zittere, bis er sie dann plötzlich in seine Arme schloß. An die Schwierigkeiten, die einer Verbindung zwischen ihr und Robert noch im Wege standen, dachte sie keinen Augenblick, ja der ernstliche Gedanke an

diese Verbindung selbst lag ihr fern. Sie hatte sich unglücklich gefühlt und gemeint, den Boden unter den Füßen verloren zu haben — plötzlich hatte sie in den Armen eines liebenden Mannes wieder festen Halt gefunden — nun war sie zufrieden und fragte nicht nach mehr. Robert dagegen war sich der Verantwortlichkeit, welche er auf sich gezogen hatte, vollkommen bewußt. Sein praktischer Sinn sagte ihm, daß er eine Thorheit begangen habe, aber sein Gefühl war stärker als seine Einsicht, und dieses Gefühl war sein Trost und seine Entschuldigung zugleich. Dennoch überlegte er, ob es nicht seine Pflicht sei, Nora's Eltern das Vorgefallene mitzutheilen oder mit Gräfin Hedwig darüber zu sprechen. Aber er verwarf diesen Gedanken bald wieder. Er war doch nicht in der Lage, schon um Nora werben zu können, warum sollte er sich eine spätere Werbung dadurch erschweren, daß er jetzt ungünstige Vorurtheile gegen sich hervorrief? Er mußte sich ja sagen, daß die einzige Folge einer offenen Aussprache bei Gräfin Hedwig nur Vorwürfe und Bedauern, bei Graf Hektor eine strengere Ueberwachung seiner Stieftochter und eine vielleicht beleidigende Zurückweisung sein würden.

„Wir werden uns selten sehen, werden geduldig

warten, und ich werde fleißig arbeiten," sagte er sich. „Das Gefühl, sich für alle Zukunft anzugehören, ist inzwischen ja auch schon etwas, und wir werden für's Erste damit zufrieden sein müssen, denn ein häufiges heimliches Zusammenkommen wäre natürlich unstatthaft."

Diese Reflexionen verhinderten ihn aber nicht, den Nachmittag und die Stunde, in welcher er gestern mit Nora zusammengetroffen war, mit immer steigender Ungeduld zu erwarten, und als diese Stunde endlich schlug — da befand Robert sich auf demselben Waldplatz, an welchen sich seit gestern so süße Erinnerungen für ihn knüpften. Er hatte den Weg dahin nicht umsonst gemacht. Nach einer Viertelstunde unruhigen Wartens kam Nora lachend und glücklich wie ein Schulmädchen, das einer langweiligen Stunde entschlüpft ist, und flog in seine ausgebreiteten Arme, als könnte es gar nicht anders sein.

„Heut komme ich noch, denn ich mußte Dich durchaus wiedersehen," sagte sie, „aber morgen und übermorgen geht es nicht an, sonst werden die Leute aufmerksam, und das können wir nicht brauchen."

Er sprach ihr von seinen Zweifeln in Betreff ihrer Eltern, aber sie lachte nur darüber.

„Das wäre eine schöne Geschichte," rief sie, „nein,

nein, unser Geheimniß muß uns Beiden ganz allein gehören, und es wird auch gar nicht so sehr schwer sein, es zu bewahren. Mama und Papa haben jetzt den Kopf voller Geldgeschichten, das heißt, sie brauchen Beide Geld, Papa für sich und Mama für Willy, und weißt Du, es ist nicht immer leicht, Geld zu bekommen. Ich verstehe davon nichts, aber ich habe sie doch ein paarmal davon sprechen hören, und dann sitzen sie immer Beide mit furchtbar ernsten Gesichtern an ihren Schreibtischen, und Mamas Kammerfrau sagt, das hätte niemals etwas Gutes zu bedeuten. Dießmal hat sie aber nicht Recht, für uns Beide bedeutet das sehr viel Gutes, denn wenn die Eltern nicht so viel zu thun hätten, dürfte ich nicht allein ausreiten. Und ob sie mehr oder weniger Geld haben, das ist für uns ganz gleichgültig. Ich bekomme doch einmal nichts, denn Mamas Güter erhält Willy, und Papas Besitzungen kommen an meinen kleinen Stiefbruder. Zurücklegen aber können sie Beide nichts, weil sie Alles, was sie haben, verbrauchen. Du fragst ja auch nicht darnach, ob ich reich bin, wie die anderen Herren; Du hast mich lieb, wie ich nun einmal bin, nicht wahr?"

„Nora, meine Nora, wenn Du reich wärest, würde ich ja nie daran denken dürfen, die Hand nach Dir

auszustrecken. Man könnte mir dann Eigennutz vorwerfen, und das ist ein Vorwurf, den ich nicht ertragen würde. Zu denken, daß ich einmal werde für Dich sorgen dürfen, das macht mich so glücklich, — so glücklich, wie ich's nicht aussprechen kann."

„Ja, Du bist eben ganz anders wie die Anderen. Mama wird schön erstaunt sein, wenn sie Dich einmal kennen lernt, denn die glaubt, daß alle Männer so sind wie Herr von Dorval und Graf Burgfeld. Aber warum willst Du nicht einen Besuch bei uns machen? Denke nur, wie amüsant es wäre, sich da zu begegnen wie zwei fremde Menschen und sich ‚gnädiges Fräulein' und ‚Herr von Sennhausen' zu nennen, solange Andere dabei sind; und dazwischen könnten wir uns doch im Glashause oder im Park manchmal einen Augenblick allein sehen und uns schnell einen Kuß geben und uns Du nennen, um gleich darauf dann wieder steif und förmlich mit einander zu verkehren. O, das wäre zu lustig, und wir würden es so geschickt machen, daß kein Mensch etwas davon merken sollte. Warum willst Du nicht kommen?"

Robert schüttelte den Kopf.

„Ich will es Dir sagen, Nora, warum ich nicht kommen kann," antwortete er, „ich bin zu stolz dazu.

Ich könnte es nicht ertragen, daß eure Gäste mich nur unter sich dulden würden, weil ich zufällig einen Namen trage, den ich mir nicht gegeben habe und der nicht mein Verdienst ist, und daß sie mich doch gering achten würden, weil ich für Geld thätig sein muß."

„Aber das mußt Du ja nicht!"

„Gewiß muß ich das. Gräfin Hedwig bezahlt mich dafür, daß ich Schönaich verwalte. Das einzige Verdienst, das ich mir aneignen kann, ist, so gewissenhaft als möglich für Gräfin Hedwig zu arbeiten und meinen Lohn zu verdienen. Um dieser Arbeit willen aber würden mich eure Gäste verachten, und dem darf ich mich nicht aussetzen — nicht um meinetwillen und nicht um Deinetwillen — denn mein Leben gehört Dir jetzt so gut wie mir, und was mich trifft, trifft auch Dich."

Nora blickte ihn scheu von der Seite an, als er diese Worte so ernst sprach. Sie hatte sich sein Verhältniß Gräfin Hedwig gegenüber eigentlich nicht recht klar gemacht, und es verstimmte sie ein wenig, zu denken, daß er „bezahlt" wurde.

„Ja, wo werden wir uns dann aber sehen, wenn wir wieder Besuch bekommen und wenn ich nicht allein von Hause fort kann?" fragte sie etwas kleinlaut.

Robert seufzte.

„Wir werden uns eben oft längere Zeit nicht sehen können," sagte er. „Es ist schwer, furchtbar schwer, sich einander so nah zu wissen und sich doch so fern zu sein, aber es geht nicht anders."

Nora senkte den Kopf. Das klang gar nicht „amüsant", und doch war sie gerührt von seinem traurigen Ton und fühlte das Bedürfniß, ihn zu trösten. Sie dachte ein wenig nach. Plötzlich sagte sie:

„Wir müssen uns schreiben, und eben fällt mir auch ein, wie wir das anstellen wollen. Du kennst doch die alte Eiche, da wo der Weg von Schönaich nach Modozin abbiegt? Ein Heiligenbild ist daran genagelt, das man ganz gut erreichen kann, wenn man auf die Betbank, die davor steht, steigt. Zwischen das Bild und den Stamm wollen wir unsere Briefe schieben, und dann müssen wir sie an bestimmten Wochentagen abholen. Ich habe das in einer sehr hübschen Geschichte gelesen, da haben Zwei, die sich auch lieb hatten und die sich nicht schreiben durften, es ebenso gemacht."

Robert lächelte zuerst über diesen romantischen Vorschlag, aber Nora hatte sich schnell für ihre Idee begeistert, und er mußte ihr am Ende versprechen, am nächsten Sonnabend das Heiligenbild zu be-

suchen und nachzusehen, ob ein Brief von ihr dort wäre.

„Und wenn Du einen findest, so mußt Du auch einen Brief genau an dieselbe Stelle thun,“ sagte sie, ganz erfüllt von ihrem Einfall. „Da werde ich Dir auch mittheilen, wann ich wieder einmal hieherkommen kann.“

„Nora, mein geliebtes Kind, Du wirst aber vorsichtig sein, nicht wahr? Ich möchte mein Leben für Dich hingeben, wenn es Dir nützen könnte; aber ich möchte nicht, daß Dich um meinetwillen auch nur der Schatten eines Vorwurfes träfe. Gott weiß, es ist das Schwerste, was mir begegnen konnte, daß ich nicht offen an Deine Seite treten kann und Dich in diese zweifelhafte Lage bringen muß. Aber da es nun einmal nicht anders sein kann, so bitte ich Dich um so mehr, vorsichtig zu sein!“

„Natürlich, die ganze Geschichte hängt ja nur von unserer Vorsicht ab,“ gab sie altklug zurück, „aber da kannst Du ganz ruhig sein. Weißt Du, mir thut es eigentlich gar nicht so sehr leid, daß wir uns nur heimlich sehen können. Freilich, ich möchte, daß es weniger schwer wäre und öfter geschehen könnte, aber das Geheimniß an und für sich ist eigentlich viel hübscher und poetischer als so

eine öffentliche Liebe, wie zum Beispiel zwischen Femi und dem dicken Wolder. Ich glaube, das ist überhaupt keine Liebe, wenigstens nicht von Femi's Seite, denn die heirathet bloß, um sich eine hübsche Toilette anschaffen zu können. Na, wenn es aber auch eine Liebe wäre — ich möchte nicht so von allen Menschen daraufhin angesehen und angesprochen werden. Und dann führt man sich immer (das sieht bei den Beiden ganz abscheulich aus, denn sie ist viel größer als er), man sitzt neben einander bei jeder Gesellschaft und muß daran denken, wie man sein Quartier möblirt und was man für Leute engagiren will — nein, ich sage Dir, Robert, da ist kein bischen Romantik dabei."

Robert hörte ihr lächelnd zu — er hätte ihr stundenlang zuhören mögen, während sie so plaudernd neben ihm saß — und er kam gar nicht dazu, über das, was sie sagte, nachzudenken. Er wußte nur, daß es reizend klang, so wie sie es sagte.

„Schade, daß Deine Cousine noch nicht verheirathet ist," sagte er, als sie schwieg. „Wolder ist mein rechter Nachbar, wie Dein Vater mein linker ist. Ich war ein Jahr lang als Volontär auf der Besitzung seines Bruders und habe ihn dort oft gesehen. Er hat unsere Bekanntschaft neulich in sehr liebenswürdiger Weise erneuert, und da er aus bürger=

lichen Verhältnissen hervorgegangen ist, selbst jahrelang Inspektor war, ehe er Gutsbesitzer wurde, und viel tüchtige und selbstthätige Landwirthe bei ihm verkehren, so glaube ich, daß wir gute Nachbarschaft halten werden. Ist Deine Cousine erst dort, so würden wir uns manchmal in seinem Hause treffen können."

„Das ist ja prächtig, daß Du mit dem dicken Wolder verkehrst," rief Nora. „Die Hochzeit ist schon in sechs Wochen, und da können all' meine schönen Pläne von unserem Zusammensein in Gesellschaft in Erfüllung gehen. Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt?"

„Es fiel mir erst jetzt ein. Als Du kamst, dachte ich nur an Dich, Nora."

„Du guter Robert," sagte sie, seinen Kopf streichelnd, wie sie den großen Lieblingshund ihres Stiefvaters streichelte. „Aber weißt Du," fuhr sie fort, „was die Geselligkeit des Herrn Wolder betrifft, da wird sich wohl Manches ändern, wenn Femi erst dort ist. Sie sagte neulich, sie müsse ihm die Kameradschaft mit allen Rothhäuten der Gegend abgewöhnen. Er dürfe nicht vergessen, daß er durch seine Frau in andere Gesellschaftskreise gehöre. Hoffentlich sind die Rothhäute nicht gerade Deine erfahrenen Landwirthe."

Robert sah mit sehr ernstem Gesicht auf die Farnkräuter zu seiner Seite herab.

„Dann werde ich Deiner Cousine vielleicht auch nicht vornehm genug sein," sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Du?" machte Nora erstaunt. „Aber Du bist doch etwas ganz Anderes als die sogenannten Rothhäute! Das sind Menschen, die unsaubere Finger haben und schlechtsitzende Manschetten, die furchtbar viel Bier und sogar Schnaps trinken, ein schauderhaftes, hartes Deutsch sprechen, als ob sie Polen wären, und deren Großväter manchmal noch Bauern, oder Müller, oder so etwas dergleichen gewesen sind. Kurz, es sind Menschen, die sich in Gesellschaft nicht zu benehmen wissen, und Femi hat ganz Recht, wenn sie Wolder etwas von diesem Umgang loslösen will."

„Es sind aber sehr ehrenhafte Menschen darunter," meinte Robert, zum ersten Mal nicht ganz einverstanden mit dem, was Nora sagte.

Sie warf ihre Locken zurück.

„Das kann schon sein," rief sie, „im Uebrigen sind mir all' diese Menschen und auch Femi und Wolder gleichgültig, und ich freue mich nur, daß wir uns dort sehen werden. Natürlich werde ich, nun

ich das weiß, sehr gut Freund mit Femi sein — um Deinetwillen!“

Robert's ehrlicher Sinn wäre auch mit dieser Wendung nicht ganz einverstanden gewesen. Wenn sie ihn mit den dunklen Schelmenaugen dabei nur nicht so leuchtend angeblickt und ihre Hände nicht so zärtlich um seinen Hals geschlungen hätte. So aber hörte er nur das „um Deinetwillen“, und das wußte Nora so lieblich zu sagen, daß er schnell für alles Andere tausend Entschuldigungen fand. Sie war ja noch so jung, und ihre Mutter war nach Allem, was er hörte, so wenig geeignet, ein Mädchen richtig zu erziehen! Und sie war so offen und so vertraulich. O, er hätte sie in seine Arme schließen mögen, um sie nie wieder unter all' diese Menschen zu lassen, von denen seine holde Waldblume wie von häßlichen Giftpflanzen umgeben schien.

XIII.

Nora hielt Wort: sie war vorsichtig.

Am nächsten Sonnabend fand Robert wirklich den verheißenen Brief an der verabredeten Stelle, und Nora theilte ihm darin mit, daß neue Besuche in Modozin eingetroffen wären und sie sich für längere Zeit mit dieser Korrespondenz würden begnügen müssen. Robert schalt in Gedanken über die abenteuerliche Weise dieses Briefverkehrs vermittelst des Heiligenbildes. Da er aber für's Erste nichts Besseres wußte, so mußte man es eben dabei bewenden lassen. Seine neue Thätigkeit fing auch an ihn zu beschäftigen, denn obgleich der bisherige Verwalter, der sich selbstständig ankaufen wollte, noch auf dem Gute war, so wollte Robert doch die Zeit, welche er noch mit ihm zusammen sein würde, benützen, um Manches zu lernen und sich in den Gang der Wirthschaft, wie sie bisher betrieben wurde, einführen zu lassen. Dazu kamen die Vorbereitungen zum Empfange der Sei=

nigen, welche Gräfin Hedwig's Anerbieten mit freudigem Dank angenommen hatten und schon in vierzehn Tagen eintreffen konnten. So verging die Zeit ihm schnell genug, und seine Gedanken wurden durch das bevorstehende Wiedersehen mit seinem so sehr geliebten Großvater und seiner Schwester in wohlthätiger Weise von Nora abgezogen. Diese litt nicht sehr unter der Trennung. Das Gefühl, daß Robert sie liebte und sich nach ihr sehnte, die Ueberzeugung, daß er unter dieser Trennung litt, war genügend, um Nora dieselbe zu erleichtern und sie den neuen Gästen gegenüber so heiter und muthwillig erscheinen zu lassen wie nur je. Das verhinderte nicht, daß sie manchmal an schönen Abenden oder in einsamer Morgenstunde mit recht inniger Sehnsucht an Robert dachte und „freudvoll und leidvoll" bewegt war im Gedanken an ihr Geheimniß; aber diese Bewegung hatte mehr Aehnlichkeit mit dem romantischen Reiz, den eine interessante Erzählung auf einen phantasiereichen Leser ausübt, als mit dem Gefühl, dessen Namen Nora ihren Empfindungen beilegte. Und da sie die interessante Geschichte nicht bloß las, sondern selbst erlebte, so war der Reiz natürlich um so größer.

Inzwischen war der Tag der Ankunft des alten

Sennhausen und seiner Enkeltochter herangekommen, und Gräfin Hedwig, welche das erste Wiedersehen der Verwandten nicht stören wollte, beschloß, den folgenden Morgen abzuwarten und dann nach Schönaich hinüberzufahren, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Ihr Gefühl sagte ihr, daß dieser schnelle Besuch, welcher ausgeführt wurde, ehe der alte Sennhausen noch Zeit gehabt hatte, sich ihr vorzustellen, ihrem Verhältniß dieser Familie gegenüber von Anfang an eine freundschaftliche Färbung geben und dem alten Herrn sagen würde, wie sie seine Stellung ihr gegenüber auffaßte. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen bestieg sie den Wagen, der sie nach Schönaich führen sollte, und als sie am Ende des Wiesengrundes das stattliche Gehöft vor sich sah, und die Fenster des weinumsponnenen Wohnhauses ihr, von den Sonnenstrahlen getroffen, hell entgegenblitzten, da dachte sie:

„Recht wie ein friedliches Nest liegt dieß Schönaich im Grünen, und ein trauliches Heim wird es hoffentlich für unsern Robert werden, für jetzt und für immer. Ich habe den Segen des Besitzes nie so empfunden als in diesem Augenblick, wo es mir möglich ist, diesen Sennhausens eine Heimat zu bieten.“

Robert, welcher mit seinem Großvater gerade im Hofe stand, eilte der Ankommenden mit glücklichem, bewegtem Gesicht entgegen.

„Sie kommen selbst!“ rief er. „O, wie kann ich jemals aufhören, Ihnen zu danken!“

„Still, still!“ rief sie, „fangen Sie lieber nicht erst damit an, denn Sie wissen gar nicht, welch' ein Gefallen mir mit Ihrer Uebersiedelung hieher geschehen ist, aber — da ist Ihr Großvater,“ rief sie, sich selbst unterbrechend und dem stattlichen alten Herrn entgegengehend, „dem gilt mein Besuch heut besonders. Ich mußte selbst sehen, wie Sie angekommen sind, Herr von Sennhausen,“ fügte sie lebhaft hinzu, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie sich zu der Reise entschlossen haben, und hoffe, die alte Heimat wird Ihnen jetzt von Neuem eine solche werden.“

„Ein solcher Willkommen kann nur von den Lippen der Gräfin Hedwig Raubach kommen,“ sagte der alte Herr, die dargebotene Hand an seine Lippen führend. Der Ton seiner Stimme verrieth, wie tief bewegt er war, und Gräfin Hedwig antwortete schnell:

„Zwischen uns bedurfte es keiner Vorstellung, nicht wahr? O, Sie werden noch erstaunen, wenn Sie erst merken werden, wie genau wir schon be-

kannt sind, obgleich wir uns heut zum ersten Mal sehen. Man hat nicht umsonst einen so zärtlichen Enkel, wie diesen jungen Herrn da — ja, lieber Robert, nun wird es erst zu Tage kommen, was Sie Alles aus der Schule geschwatzt haben."

So mit scherzenden Worten Großvater und Enkel über ihre Rührung hinweghelfend, trat sie, von den beiden Herren gefolgt, in das geräumige Entrée, welches zugleich als Eßzimmer benützt wurde. Die Thüren des Büffets waren geöffnet, und zwischen Stößen von aufgeschichteten Tellern und Schüsseln kniete vor demselben eine schwarze Gestalt, welche Gräfin Hedwig zuerst übersah, dann, sich unter der Thür nach ihren Begleitern umwendend, fragte sie:

„Wo ist nun aber die kleine Repräsentantin der Hausfrau von Schönaich, wo ist Eva?"

Die schwarze Gestalt vor dem Büffet schnellte plötzlich zu ganz unerwarteter Höhe auf, schüttelte einige Heu- und Strohhalme, welche an ihrem schwarzen Trauerkleide hingen, ab und stand dann, offenbar in großer Verwirrung, vor der Eintretenden.

„Meine Enkeltochter," sagte Herr von Senn-hausen, und Gräfin Hedwig trat schnell auf sie zu und küßte sie auf die Stirn.

„Seien Sie herzlich willkommen, liebe Eva,"

redete sie sie an, „ich hoffe, wir werden gute Nachbarinnen sein!“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete das junge Mädchen, sich tief verneigend und die Augen beharrlich niedersenkend, trotz Gräfin Hedwig's freundlicher Ansprache.

„O, Sie sind schon dabei, das Inventar aufzunehmen!“ fuhr diese fort, auf die Tellerstöße deutend, „das nenne ich aber fleißig. Sind Sie nicht müde von Ihrer Reise, mein Kind?“

Ein flüchtiger Blick aus Eva's großen lichtgrauen Augen streifte Hedwig, dann senkten die langen Wimpern sich wieder zur Erde.

„Ja, ich bin müde,“ sagte sie, „aber Großpapa meint, die Thätigkeit helfe über die Müdigkeit und über —“ Sie schwieg plötzlich, und Herr von Sennhausen legte die Hand auf ihre Schulter und vollendete:

„Und über die Bangigkeit. Sie geht noch umher wie im Traum, aber sie ist ein verständiges Mädchen und wird sich bald einrichten. Gehe nur wieder an Dein Register, Kind, die Frau Gräfin ist gewiß so gütig, es Dir zu erlauben.“

Während Hedwig dem Mädchen, das sich sofort wieder zu seinen Tellern begab, freundlich zunickte

und mit den beiden Herren in das Nebenzimmer trat, fügte er hinzu:

„Der Wechsel der Verhältnisse und der Umgebungen ist zu plötzlich für sie gewesen, sie ist seit dem Tode ihres Vaters wie erstarrt, aber ich glaube, daß ihre neuen Hausfrauenpflichten ihr am ersten darüber hinweghelfen werden.“

„Armes Kind,“ meinte Gräfin Hedwig, „ich finde das sehr begreiflich. Eine frisch versetzte Pflanze schlägt auch nicht gleich Wurzeln in fremdem Erdreich. Aber ich hoffe, diese hier noch voll aufblühen zu sehen.“

Während Hedwig bald mit den beiden Herren in lebhaftem Gespräch war, saß Eva zwischen ihren Tellern und begann mit nervöser Hast ihr Register zu Ende zu schreiben und die Teller einzuräumen. Dann sprang sie auf.

„Es nützt nichts,“ murmelte sie, „es ist mir ganz gleichgültig, was ich thue und was ich sehe — o, warum hat Großpapa mich nicht in New-Orleans gelassen, in meiner Heimat, bei den Gräbern meiner Eltern, unter den Menschen, die ich kenne!“ Sie starrte einige Augenblicke wie in Erinnerungen versunken vor sich hin. Dann schüttelte sie langsam den Kopf und ein unsäglich trauriger Ausdruck lag

auf ihrem Gesicht, während sie sagte: „Nein, ich konnte auch dort nicht bleiben. Unsere früheren Freunde hätten mich verachtet, ich hätte es sehen müssen, wie fremde Menschen in unserem Hause wohnten, Fremde, deren Kindern ich vielleicht Stunden geben müßte und die das Andenken meines Vaters geschmäht hätten! O mein Vater, mein armer, lieber Vater! Ich wünschte, ich wäre todt, wie er! Dann hätte ich keinen geringschätzigen Blick, kein Achselzucken sehen müssen und brauchte keines Menschen Wohlthaten!“

Sie blickte fast feindselig nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem Gräfin Hedwig mit den Herren sprach.

„Was hat sie denn gethan, diese Gräfin, die mein alter, ehrwürdiger Großvater ‚unsere Wohlthäterin‘ nennt?“ fuhr Eva in ihrem Selbstgespräch fort. „Sie brauchte einen Verwalter und nahm meinen Bruder, und da dieser ihr zu jung erschien, nahm sie den Großvater dazu. Was ist's weiter? Freilich — sie hat einen freundlichen Brief an Großpapa geschrieben und theilnehmend zu mir gesprochen. Das hätte sie nicht gebraucht. Das war also gütig von ihr; aber ich will ihre Güte und ihre Wohlthaten nicht! Ich weiß, Robert steht in ihrem Dienst.

Nun, er wird verdienen, was sie ihm gibt, und Groß-papa, der so klug ist und so viel Kenntnisse besitzt, der wird es auch verdienen, daß sie ihn hieherkommen ließ. Aber ich — ich — was kann ich thun? Ich bin unnütz hier und ich will nicht durch ihre Wohlthaten gedemüthigt werden, ich will nicht."

„Ist die Gräfin Raubach hier?" fragte da plötzlich Jemand, die Thür des Entrées öffnend.

Eva wandte sich schnell dem Sprechenden zu und blickte in ein hübsches, jugendliches Männergesicht mit dunklen Augen und dem ersten Anflug eines dunklen Bärtchens auf der Oberlippe.

Die Plötzlichkeit dieser Erscheinung verschuldete es, daß sie nicht gleich eine Antwort fand und den Fremden, der diese unerwartete Frage an sie gerichtet hatte, wohl sehr verwirrt anblicken mochte, denn dieser lächelte und sagte:

„Ich scheine Sie erschreckt zu haben — das thut mir leid, aber wollen Sie mir meine Frage nicht beantworten? Ist die Frau Gräfin Raubach hier? Man wußte es in Dromnitz nicht genau."

In diesem Augenblick wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet, und mit dem Ruf: „Egon, wahrhaftig, er ist es!" eilte Robert auf den Freund zu und zog ihn mit sich, Gräfin Hedwig entgegen,

welche zugleich auf der Schwelle erschien und mit einem lauten Freudenruf ihren Sohn in die Arme schloß.

Egon erzählte, daß er auf drei Tage Urlaub genommen habe, um den morgenden Geburtstag seiner Mutter in Dromnitz feiern zu können, und daß er sich schon „wie ein Kind“ darauf gefreut habe, sie so ganz unerwartet zu überraschen.

„James war in Deinem Auftrage zur Post geritten,“ sagte er, „und die anderen Leute wußten nicht sicher, wohin Du gefahren seist. Ruhig in Dromnitz sitzen konnte ich aber nicht, und so riskirte ich den Ritt nach Schönaich.“

Hedwig stellte ihn freudestrahlend dem alten Sennhausen vor, dann ging es an ein langes, herzhaftes Händeschütteln mit Robert, und endlich wandte Egon sich wie suchend um und sagte:

„Und Deine Schwester? Wo ist sie? Ich glaube, ich bin ihr vorhin begegnet und habe sie erschreckt mit meiner etwas ungestümen Frage.“

Eva hatte das Zimmer verlassen.

„Lassen wir sie,“ sagte Gräfin Hedwig, Robert, der seine Schwester sofort rufen wollte, zurückhaltend, „sie soll sich erst ruhig eingewöhnen; bei unserem nächsten Zusammensein wollen wir schon gute Freunde

werden. Jetzt aber wollen wir einmal durch den Garten gehen, und Herr von Sennhausen soll uns sagen, was daran verändert worden ist seit früher. Mit Ausnahme der Bäume, die wir eben wachsen lassen müssen, soll Alles so werden, wie es zu Ihrer Zeit war," fügte sie, sich an diesen wendend, hinzu, „denn Sie müssen wieder ganz heimisch hier werden."

„Gräfin," erwiederte er gerührt, „treiben Sie Ihre Güte nicht zu weit! Ein alter Mensch, den das Leben allezeit so hart mitgenommen hat wie mich, ist es nicht gewöhnt, so verwöhnt zu werden."

„Diese Freude dürfen Sie mir schon nicht nehmen," meinte Gräfin Hedwig und trat, an Egon's Arm von den beiden Sennhausens gefolgt, in den Garten. Da sahen sie Eva, welche bei ihrem Näherkommen ausweichen zu wollen schien, auf den Ruf ihres Großvaters aber stehen blieb und die Kommenden erwartete. Es lag etwas wie tiefe Resignation in der Haltung dieser schlanken, hohen Gestalt in dem einfachen Trauerkleide, wie sie, die Hände in einander verschlungen, die großen traurigen Augen in's Unbestimmte hinausgerichtet, am Wege stand, rührend und stolz zugleich.

Gräfin Hedwig ließ den Arm ihres Sohnes los und ergriff Eva's Hand.

„Kommen Sie mit uns," sagte sie, „Ihr Großvater will uns eben beschreiben, wie es früher hier ausgesehen hat und welche Anlagen noch von ihm herrühren, das hat ja auch für Sie Interesse." Im Weitergehen fügte sie leiser hinzu: „Haben Sie Vertrauen, Kind. Ich begreife, daß Sie leiden, und ich möchte Ihre Freundin sein. Wollen Sie es mit mir versuchen?"

Es lag ein so warmer Herzenston in diesen Worten, daß Eva, unwillkürlich davon betroffen, Gräfin Hedwig voll anblickte. Und wie die beiden Frauen sich in die Augen sahen, da veränderte sich Eva's Gesicht. Die starre Trauer darin wich einem weicheren Ausdruck, und Thränen verschleierten ihre Augen. Es waren die ersten Thränen, seit sie das Schiff bestiegen hatte, das sie ihrer Heimat entführte, und auch jetzt kämpfte sie mit aller Kraft dagegen an, denn sie war ja nicht allein. Da trat Egon, der mit den beiden Herren ein wenig zurückgeblieben war, an ihre Seite und reichte ihr eine halberblühte Rose hin.

„Nehmen Sie diese als Sühne für mein vorheriges Ungestüm, Fräulein Eva," sagte er lächelnd.

Da ging ein leises Beben durch die schlanke Mädchengestalt, die lang zurückgehaltenen Thränen

brachen gewaltsam hervor, und einem unwillkürlichen Impulse folgend, lehnte sie ihren Kopf an Gräfin Hedwig's Schulter, haltlos, fassungslos. Diese strich sanft mit der Hand über die schweren blonden Flechten, welche Eva's Kopf umwanden, und machte Egon ein Zeichen, sie allein zu lassen, worauf dieser ein wenig unmuthig die Stirn in Falten zog, mit einem leichten Achselzucken die Rose zur Erde fallen ließ und zurücktrat.

„Deine Schwester scheint etwas nervös zu sein," sagte er zu Robert, während Herr von Sennhausen eben von Gräfin Hedwig den Rath bekam, die Promenade mit den beiden jungen Herren vorläufig allein fortzusetzen, sie habe noch mit der „Kleinen" zu reden.

„In der Jugend ist es schwerer zu entsagen als im Alter," sagte Herr von Sennhausen, zwischen Robert und Egon tretend, „und Eva ist ein verwöhntes Kind gewesen und muß das ‚Entsagen' erst lernen. Nehmen Sie ihr diese Thränen nicht zu übel, Herr Graf, sie sind am Ende natürlicher als die Starrheit, in der das Mädchen verharrte, seit wir ihre Heimat verließen."

„Gewiß, sie sind sehr natürlich," wiederholte Egon gutmüthig, aber der unsympathische Eindruck,

welchen ihm diese kleine Szene gemacht hatte, blieb haften und ließ sich nicht so leicht verwischen. In Wahrheit konnte er Eva's Thränen nicht recht verstehen, und weinende Frauen waren ihm von jeher ein Greuel gewesen.

Eine halbe Stunde später verließen die Dromnitzer Gäste Schönaich, und Robert gab ihnen zu Pferde noch ein Stück das Geleite.

Ungefähr auf der Mitte des Weges lag ein Zollhaus, vor welchem ein Wagen hielt, als die Dromnitzer Equipage, langsam fahrend, da Robert sich hier verabschieden wollte, daran vorbeikam. Zwei Damen und ein älterer Herr saßen in dem fremden Wagen, während ein sehr geschmackvoll gekleidetes junges Mädchen, auf deren braune Locken die Sonne eigenthümliche goldige Reflexe warf, den Kutscherbock einnahm und die Pferde, welche über den Aufenthalt ungeduldig schienen, mit leisem Zuruf und festem Zügel beruhigte. Trotzdem hatte sie noch Zeit, den vorüberfahrenden Wagen zu mustern und Robert's Gruß mit einem reizenden Lächeln zu erwiedern.

Egon, welcher neben seinem Freunde zur Seite von Gräfin Hedwig's Wagen ritt, grüßte ebenfalls, und die dunklen Augen der jungen Dame sahen ihn einen Augenblick prüfend und zweifelnd an.

„Wer war denn dieses reizende Geschöpfchen?“ fragte Egon, als sie vorüber waren. „Sie kam mir bekannt vor, aber —“

„Es ist Fräulein von Herbenstein,“ sagte Robert mit einer ihm sonst fremden Hast. „Sie fährt wahrscheinlich die Gäste von Modozin zur Eisenbahn.“

„Ah, dann ist das ja eine Kinderbekanntschaft von mir!“ rief Egon. „Du kennst sie näher?“

„Ich habe ihre Bekanntschaft gemacht, als ich noch glaubte, mich ankaufen zu können. Doch hier biegt der Feldweg ab, auf dem ich zurückkehren muß. Lebe wohl, Egon; auf Wiedersehen, Frau Gräfin!“

Er entfernte sich schnell, während Egon eine Zeitlang schweigend neben dem Wagen hinritt. Ab und zu warf er einen Blick auf seine Mutter, doch diese saß so ernst blickend in ihrem Wagen, daß er wohl merkte, sie habe ihre Ansichten über die Raubachs von Modozin nicht geändert, und es daher für besser hielt, dieses Thema unberührt zu lassen.

„Schade, daß sie so streng ist,“ dachte er dabei, „diese Nora ist wirklich hübsch geworden, und Willy ist ein famoser Kerl! Ob ich es Mama sage, daß ich öfter mit ihm zusammengekommen bin und wir gute Vetterschaft halten? Erfahren wird sie es doch

einmal, und Willy ist mir so herzlich entgegengekommen, daß ich ihn unmöglich abweisen konnte. Aber ich will mit dieser Eröffnung warten, bis wir zu Hause sind!“

Während dieses kleinen Rencontres auf der Chaussee saß Eva immer noch im Garten von Schönaich auf derselben Bank, auf welcher sie an Gräfin Hedwig's Seite gesessen hatte.

Sie hielt die Hand über die Augen, als wolle sie die fremde Umgebung, in welcher sie sich befand, nicht sehen, aber ihre Gedanken waren jetzt nicht mit der verlorenen Heimat beschäftigt wie sonst. War es ein Traum, oder hatte diese fremde Frau, der sie alle möglichen Vorurtheile entgegenbrachte, wirklich hier neben ihr gesessen und zu ihr gesprochen, wie nur eine Mutter zu ihrem leidenden Kinde reden kann? Eva's Stolz und Groll und all' ihr Leid war bei diesen Worten in sanften Thränen hingeschmolzen, und fast gegen ihren eigenen Willen hatte sie die Hand dieser Frau an ihre Lippen ziehen müssen und gefühlt, daß diese Begegnung von entscheidendem Einfluß für ihr Leben sein würde. Und das Alles hatte sie empfunden, dieselbe Eva, welche sich noch wenige Minuten vorher empören wollte gegen alle „demüthigenden Wohlthaten“, wie sie der

Gräfin Handlungsweise nannte. War sie denn plötzlich eine Andere geworden? Sie blickte um sich.

Da lag das Haus mit seinen Weingeländen und blühenden Rosengewinden so friedlich vor ihr, und die geöffnete Thür schien ihr zu winken, einzutreten in den neuen Berufskreis, der sich ihr hier aufschloß. Ueber dem grünen Rasen vor ihr summten die Bienen hin und her, und zu ihren Füßen zogen geschäftige Ameisen in langer Reihe ihrem Bau zu.

„Sie sind alle emsig thätig in ihrem beschränkten Kreise," hatte Gräfin Hedwig gesagt, „und Ihr Großvater, liebe Eva, hat wohl Recht, wenn er sagt: leben heißt thätig sein! Aber die Thätigkeit allein befriedigt uns Frauen nicht, das Herz will allezeit bei uns sein Wort mit dreinsprechen, und wenn wir etwas thun, fragen wir fast weniger ‚was?' als ‚für wen?' es geschieht. Von Ihnen hängt jetzt das Glück und der Frieden dieses Hauses ab, denken Sie, was Ihr Großvater bei dem plötzlichen Wechsel der Verhältnisse gerade in diesem Hause empfinden muß, wie viel Glücksaussichten Ihrem Bruder zerstört wurden, und daß nun diese Beiden auf Ihre Sorge angewiesen sind. Es liegt eine große Macht gerade in den Kleinigkeiten, welche das Leben verschönen oder

verbittern, und von diesen Kleinigkeiten ruht der größte Theil in Frauenhand.“ — — —

Eva sprang auf.

„Sie hat Recht,“ rief sie, „sie hat Recht, und ich war selbstsüchtig und herzlos bisher, denn ich hatte über dem eigenen Leid das der Anderen vergessen!“

Plötzlich fiel ihr Blick auf eine in den Staub getretene Rose, welche vor ihr auf dem Wege lag. Sie erinnerte sich, daß Egon ihr dieselbe gereicht hatte, und hob sie auf, den Staub von ihren Blättern entfernend.

„Er ist freundlich und gut wie seine Mutter,“ sagte sie, „und ich will diese Blume aufheben als Erinnerung an diesen Tag, als Talisman für die Zukunft.“

XIV.

Die Thurmuhren der Residenz verkündeten Mitternacht. In den tageshell erleuchteten Räumen eines großen Restaurants „unter den Linden" herrschte jener rege Verkehr, welcher gerade für diese Stunde eigenthümlich und kennzeichnend ist.

An einem kleinen Tisch saßen zwei junge Herren, welche ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Champagner, der vor ihnen stand, und den eintretenden Gästen, die sie einer ziemlich schonungslosen Kritik unterzogen, theilten. Trotz des eleganten Civils, das sie trugen, umgab sie jenes undefinirbare Etwas, das den preußischen Offizier auch ohne Uniform leicht erkennen läßt. In der That gehörten Beide der Gardekavallerie an und trugen das leichtere Civil jetzt nur, um sich von den Strapazen eines offiziellen Theeabends bei irgend einem hohen Vorgesetzten zu erholen.

„Ah, jetzt ist mir wohl," sagte der Eine von ihnen, „der Champagner fängt an, den letzten Rest

von Langeweile, der sich heut in mir festgesetzt hatte, hinwegzuspülen."

Das hübsche, jugendliche, aber etwas blasirte Gesicht wandte sich dem Kameraden zu, der sich eben ein frisches Glas einschenkte und dabei erwiederte:

„Nun, Alles was recht ist — der General macht einen sehr liebenswürdigen Wirth, die Töchter sind leidlich hübsch und lustig, und die Generalin, die meine Mutter früher gekannt hat, war die Freundlichkeit selbst gegen mich. Ich habe es heute eigentlich nicht so schlimm gefunden."

„Ja, aufrichtig gesagt, Egon, ich habe Dich bewundert, Du hast die albernen Koketterieen von Mutter und Töchtern ebenso harmlos aufgenommnn, wie Du den schlechten Thee und die schauderhafte Bowle hinuntergetrunken hast. Ich vermuthe, mit diesen Getränken hat der General die Absicht gehabt, einen Theil der hoffnungsvollen Offiziersjugend zu vergiften, um dem andern ein besseres Avancement zu verschaffen. Und daß die Freundlichkeiten der Dameu nicht viel bessere Absichten verfolgten, liegt auf der Hand."

„Brr," machte Egon Raubach, „das klingt ja schauderhaft! Welche Art von Mordversuch haben sie denn an Dir begangen, Willy?"

„Pah, an mich wagen sie sich nicht heran, aber Dir gilt es, Freund Egon! Es rauscht der See und will sein Opfer haben, das heißt, man will Dich unter die Haube bringen, und ich finde, daß das unter Umständen einem Mordversuch gleichkommt!“

Egon lachte.

„Sehe ich aus, als würde ich mir die erste beste beliebige Haube über den Kopf ziehen lassen?“ fragte er. „Ich glaube übrigens auch, Du thust den Leuten Unrecht. Mit einundzwanzig Jahren und funkelnagelneuen Epauletten denkt man noch nicht an Hauben und dergleichen.“

„Man denkt vielleicht nicht — aber man wird bedacht. Wenn man der wohlerzogene Sohn einer sparsamen Mutter und Besitzer eines Majorats von sechzigtausend Morgen ist — — —“

Ein leichter Schatten flog über Egon's Gesicht.

„Laß meine Mutter aus dem Spiel, Willy,“ sagte er, „es gibt Dinge, an die ich trotz meiner, von Dir so oft erwähnten Harmlosigkeit auch nicht im allerentferntesten rühren lasse!“

Willy Herbenstein blinzelte ihn an, als könne er ihn nicht recht verstehen, dann zuckte er die Achseln und sagte:

„Nun, Sparsamkeit ist heutzutage ebenso selten

als anerkennenswerth — doch — revenons à nos moutons — die Generalin macht wahrhaftig Jagd auf Dich, und Fräulein Selma hat, seit Du dort Besuch gemacht, einen ganz besonderen Augenaufschlag in Szene gesetzt. Ich sage Dir ‚gardez‘ — sonst gibt es plötzlich einmal Schach!“

„Unsinn! Ich habe noch nichts dergleichen bemerkt, und ich sehe nicht ein, warum ich den durchaus harmlosen und mir sehr angenehmen Verkehr in diesem Hause beschränken sollte. Der General hat mich zu den Leseabenden, die jeden Donnerstag bis zum Beginn der großen Saison stattfinden, aufgefordert und ich denke diese Abende auch zu besuchen.“

Willy sah ihn mit einem komischen Ausdruck von Entsetzen an.

„Unglücklicher — so weit bist Du schon? O Selma, Selma, was haben Deine Augen gethan!“ rief er.

„Die haben damit gar nichts zu thun,“ antwortete Egon mit einem leichten Anflug von Ungeduld, „aber ich denke überhaupt Familienverkehr zu suchen; wenn ich deßhalb aus jedem Hause, in dem ich verkehren werde, eine Tochter heirathen wollte, so müßte ich Muselmann werden und einen Harem anlegen!“

„Na, das wäre nun gerade noch nicht das Schlimmste, was einem Menschen passiren könnte! Was für ein Liebling aller Mütter und Tanten wirst Du aber werden, wenn sie erst Deinen Geschmack für Hausgeselligkeit wittern! Ehrlich gesagt, ich glaube nicht, daß er lange vorhalten wird. Du kennst unsere jungen Damen noch zu wenig, Egon. Ich bin ja am Ende auch nur wenig älter als Du, aber ich bin seit vier Jahren Offizier — das ist der Vortheil, den man von der Kadettenhausplackerei hat. Na, ich muß sagen, ich habe in diesen drei Jahren unsere jungen Damen hier satt bekommen, und mir graust, wenn ich in eine sogenannte Hausgesellschaft komme, wo ich keinen Schritt machen kann, ohne einem heirathsfähigen Fräulein zu begegnen. Zuerst läßt man sich verleiten und erweist Einer oder der Andern eine Aufmerksamkeit. Sofort stecken alle Mütter und Tanten die Köpfe zusammen und fangen schon an darüber zu berathen, wann wohl die Hochzeit sein könnte. Nachher, wenn man erst weiß, daß all' die schönen Blicke, die man bekommt, im Grunde genommen nur sagen: heirathe mich doch, damit ich reichere Toiletten tragen und mir von anderen Männern den Hof machen lassen kann — na — da wird man allmälig kühler und vorsichtiger, und

flieht zuletzt die Familiengeselligkeit so viel als möglich. Amüsanter ist's schon, den großen Trödel mitzumachen und an den Hof zu gehen. Aber ich glaube, daß man auch das bald satt bekommt, und es ist nicht Jedermanns Geschmack, fortwährend zwischen den beiden Möglichkeiten zu schwanken: entweder einen Vorgesetzten anzurennen oder einem königlichen Prinzen auf die Hühneraugen zu treten."

„Nun, ich finde es nicht so schwierig, diesen beiden Möglichkeiten auszuweichen," meinte Egon, „und ich freue mich eigentlich auf diesen Winter."

Willy würde unzweifelhaft mit einem Achselzucken darauf geantwortet haben, doch wurde seine Aufmerksamkeit in diesem Augenblick durch etwas Anderes abgelenkt.

„Da ist der Thurm von Pisa," flüsterte er Egon zu, mit den Augen nach dem Eingang deutend, durch welchen eben ein Kamerad eingetreten war, dessen etwas seitwärts geneigte Kopfhaltung ihm diesen Spitznamen eingetragen hatte.

„Ich glaube, er will nicht gekannt sein, und ich hätte ihn auch wirklich in seinem Räubercivil fast übersehen, wenn der ‚Thurm' sich eben nicht immer verriethe," fuhr Willy fort. „Sieh' da — was steckt denn hinter dem schwarzen Halbschleier, den er

da am Arm führt? Das scheint ja etwas ganz Neues zu sein.“

Egon folgte dem Blick seines Gefährten und sah den auch ihm bekannten Kameraden mit einer schlanken Dame am Arm vorübergehen, ohne weitere Notiz von ihm und Willy zu nehmen.

„Die Kleine ist ja famos,“ sagte Willy, als das Paar vorbei war, „das muß man sagen, der ‚Thurm‘ versteht's. Süperbe Figur das, und ein Paar Augen — Donnerwetter, ich möchte nur wissen, wo er sie hergenommen hat. Denn eine solche Erscheinung muß überall auffallen, und ich habe sie bisher noch nirgends gesehen.“

„Sie ist allerdings sehr hübsch,“ meinte Egon, und Willy fuhr plötzlich ganz aufgeregt fort:

„Hübsch? Eine Schönheit ist sie, eine Schönheit ersten Ranges, und der ‚Thurm‘ hat da ein Glück, das er entschieden nicht verdient. Das müssen wir uns einmal näher ansehen! Der Mensch setzt sich auch mit seiner Perle ganz ruhig dort an den ersten besten Tisch und thut, als wäre er unter Larven die einzig fühlende Brust. Komm', Egon, darnach zu urtheilen, ist die Bekanntschaft dort noch sehr im Werden begriffen, wir wollen uns kameradschaftlich dazu setzen.“

„Ei, laß ihn, er hat doch deutlich gezeigt, daß er allein sein will.“

„Gut, und wir zeigen ihm, daß wir seine Gesellschaft wünschen. Die größere Höflichkeit ist da doch jedenfalls auf unserer Seite.“

„Nun, dann viel Vergnügen. Da kommen eben Schorrheim und die anderen Kameraden, ich schließe mich ihnen an und überlasse Dich Deinem interessanten Abenteuer.“

„Und träume von Selma,“ spottete Willy.

Jetzt war es Egon, welcher die Achseln zuckte und mit einem kurzen „Gute Nacht“ an Willy vorüber und den eben eintretenden Kameraden entgegen schritt.

Am nächsten Tage begegnete er Willy auf der Straße.

„Denke Dir,“ rief dieser ihm in ziemlich schlechter Laune entgegen, „meine Mama ist plötzlich auf den Einfall gekommen, hier Kommissionen zu machen, ein Quartier für den Winter zu suchen und Gott weiß, was noch Alles sonst vorzuhaben, was ihren Aufenthalt in Berlin nothwendig macht. Morgen kommt sie schon an, und damit sind all' meine Dispositionen für die nächste Zeit in's Ungewisse gerückt, denn da Papa es zu langweilig zu finden

scheint, sie zu begleiten, so werde ich natürlich immerzu herhalten müssen. Und das muß mir gerade jetzt passiren!"

„Was hast Du denn gerade jetzt so Besonderes vor?"

„Das läßt sich nicht mit wenig Worten sagen, aber ich glaube, daß ich beschäftigt sein werde."

„So? Willst Du dem ‚Thurm' seine Eroberung streitig machen?"

„Wie kommst Du darauf?"

„Ah — ich scheine das Rechte getroffen zu haben. Du siehst ja auf einmal ganz ernsthaft aus!"

„Nun, aufrichtig gesagt, diese Damen sind mehr nach meinem Geschmack als Deine Haustöchter. ‚Thurms' Eroberung ist übrigens in der Nähe besehen kein solches Wunder, als ich anfangs glaubte. Willst Du heut nach der Theaterstunde meine ‚Bude' mit Deiner Gegenwart beehren? Du findest ein paar Kameraden, einen leidlichen Wein und gut gemischte Karten. Du hast doch heut nicht Leseabend bei Generals?"

„Nein, und ich werde nicht ermangeln, Deine ‚Bude' mit meiner Gegenwart zu verherrlichen. Wenn übrigens ‚Thurms' Eroberung ebenso ungefährlich für Dich ist, wie Selma's Augen es für

mich sind, so können wir Beide zufrieden sein. Auf Wiedersehen also."

„Guten Morgen."

Sie entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen, und Willy brummte vor sich hin:

„Er wittert etwas — na meinetwegen, der wird mir nicht in den Weg kommen!" — — —

Einige Tage später erhielt Gräfin Hedwig folgenden Brief von Egon:

„Liebe Mama, ich muß Dir von einer Begegnung erzählen, welche ich hier hatte, und die Dir, wie ich fürchte, nicht angenehm sein wird, obgleich sie mich, aufrichtig gesagt, in dem Gedanken bestärkt hat, daß meine sonst so kluge und gütige Mama doch in einem gewissen Punkt ein nicht ganz begründetes Vorurtheil hat. Du weißt, daß ich hier oft mit Willy Herbenstein zusammen bin. Wir sprachen schon in Dromnitz davon, und ich sagte Dir, daß er ein gescheidter und amüsanter Kamerad sei, mit dem ich mich gern unterhielte, wenn wir auch manchmal und über Vieles sehr verschiedene Ansichten hätten. Nun sind Willy's Mutter und Schwester hier gewesen, und ich habe nicht umhin gekonnt, mich den Damen vorstellen zu lassen. Ich bin zu wiederholten Malen mit ihnen zusammengetroffen und muß sagen,

daß der Eindruck, den ich empfangen habe, ein durchaus liebenswürdiger war. Du weißt, ich habe ein ziemlich ausgeprägtes Gefühl für das, was man ‚comme il faut‘ nennt, für dieses gewisse Etwas, das manche Menschen und Dinge umgibt wie eine besondere Luftschicht, während es Anderen trotz aller Mühe total abgeht (siehe Tante Schellenberg). Nun, die Gräfin Raubach und Fräulein von Herbenstein machen sowohl in ihrer äußeren Erscheinung als in ihrem ganzen Auftreten einen durchaus angenehmen und distinguirten Eindruck. Es ist ja richtig, daß diese Bezeichnungen sich auf die Vergangenheit von Onkel Hektor's Frau nicht immer anwenden lassen. Aber mit welchen Kalamitäten mag diese Frau in ihrer Jugend zu kämpfen gehabt haben — wer kennt alle Verhältnisse und Lebenslagen, welche ihr zur Entschuldigung dienen mögen? Jedenfalls hat sie sich aus allen Stürmen ihres Lebens einen klaren Verstand und ein warmes, liebevolles Herz für ihren Mann und ihre Kinder gerettet, und wenn Willy, der ein wenig leichtsinnig ist, ihr manchmal Sorge machen mag, so findet sie jetzt um so größere Freude an ihrer Tochter, an welcher sie mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hängt. Glaube mir, Mama, sie ist wirklich eine gute und im Grunde genommen

edle Frau, welche jetzt alle Kräfte daran setzt, die Fehler, die sie vielleicht früher begangen haben mag, zu sühnen. Ich habe sie einmal aus dem Theater zurückbegleitet, da kamen wir so in's Plaudern, daß sie ganz vertraulich wurde und unter Anderem sagte: ‚Mein Leben gehört jetzt nur noch meinen Kindern, vorzüglich meiner Tochter. Willy ist ein Mann und entzieht sich mehr und mehr meinem Einfluß, aber in Nora möchte ich eine Frau erziehen, die der Welt das reine Ideal zurückgibt, das diese Welt in mir selbst leider zerstört hat.‘

„Du bist selbst eine so zärtliche Mutter, meine theure Mama, daß Du die Gefühle dieser Frau in diesem Punkt gewiß verstehen wirst, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Gräfin Margitta noch einmal als ‚Tante‘ in Dromnitz zu begrüßen. Ich bin überzeugt, Du brauchtest diese Frau nur kennen zu lernen, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und nun lebe wohl, liebe Mama, Du siehst, ich habe Wort gehalten und Dir offen über meine Empfindungen Rechenschaft gegeben als

Dein

aufrichtiger Sohn

Egon.“

Als Gräfin Hedwig diesen Brief erhielt, war

Eva Sennhausen gerade bei ihr. Sie hatte, während sie las, wieder dieselbe Empfindung wie damals vor Jahren, als Egon von jenem Ritt mit Nora Herbenstein erzählte, und aus innerster Seele hätte sie aufseufzen mögen: „O, mein Gott, nur das nicht — nur das nicht!“ Sie ließ den Brief wie ermattet in ihren Schooß sinken und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Haben Sie schlechte Nachrichten bekommen?“ fragte da Eva's sanfte Stimme, und Gräfin Hedwig richtete sich hastig auf und versuchte zu lächeln.

„Nein, liebe Eva, aber es ist ein Brief, auf den ich sofort antworten muß. Vielleicht sehen Sie einstweilen die neuangekommenen Bücher durch — in einer halben Stunde bin ich bei Ihnen.“

Sie trat in ihr Boudoir, setzte sich an ihren Schreibtisch und las Egon's Brief nochmals durch. Eine grenzenlose Angst um ihn schnürte ihr dabei das Herz zusammen und vergebens bemühte sie sich, ihre eigenen Befürchtungen zu bekämpfen.

„Sie hat ihn gewonnen,“ sagte sie sich, „diese Frau, deren Aufgabe es lebenslang gewesen ist, Männerherzen zu umgarnen. Sie will ihn ja nicht mehr für sich, aber sie will ihn für ihre Tochter, und gerade daß Egon von dieser Tochter nicht ein

einziges Wort schreibt, sondern nur allein die Mutter vertheidigt, das ist's, was mich so grenzenlos ängstigt. Wäre er noch ganz unbefangen, er würde sagen, daß Nora schön sei oder liebenswürdig — aber er schweigt, er erwähnt sie gar nicht."

Gräfin Hedwig griff nach Feder und Tinte. Sie wollte ihm schreiben, ihn warnen, irgend etwas thun, um gegen die dunklen Mächte, welche sie vor sich aufsteigen sah, anzukämpfen. Aber was sollte sie ihm sagen? Wußte er doch, warum es keine Vereinigung zwischen ihr und Margitta gab, hatte sie doch mit ihm gesprochen bei seinem letzten Besuch in Dromnitz — und was hatte sie damit erreicht? Eine gut gespielte Szene dieser Frau ließ sie in Egon's Augen als die Verkannte, Bedauernswerthe erscheinen, und er sagte seiner Mutter geradezu, daß sie Vorurtheile habe, die er für unbegründet halte!

Margitta ruinirte durch ihren tollen Luxus das Vermögen ihres Gatten, sie war als hochmüthig und launenhaft bei den Leuten verhaßt, und von den Koketterieen ihrer Tochter fing man jetzt schon an zu sprechen, jetzt, wo das Mädchen sechzehn Jahre alt und kaum aufgetreten war.

Und Egon wußte das Alles, und nannte es Vorurtheile!

Gräfin Hedwig hatte sich in einer langen Reihe von Jahren gewöhnt, über sich selbst und über ihren Sohn selbstständig zu bestimmen und überall thätig einzugreifen, wo die Dinge ihr nicht so zu gehen schienen, wie sie gehen sollten, und jetzt, jetzt gerade, wo es sich um die theuersten Interessen ihres Sohnes handelte, fühlte sie, daß sie machtlos war.

Das Bild von Egon's Zukunft hatte klar und fest vor ihrer Seele gestanden. Sie hatte ja nur für ihn gelebt und gewirkt, und wollte jetzt, wo er erwachsen war, gern in den Schatten treten. Sobald ihr Sohn die Güter übernahm, wollte sie nicht mehr die Herrin von Dromnitz sein — er sollte unbeschränkt gebieten — aber er sollte sich dessen freuen, was sie geschaffen hatte, er sollte glücklich sein — so glücklich, wie ein zärtliches Mutterherz nur das Schicksal eines Sohnes wünschen kann. Glücklich sein an der Seite von Margitta's Tochter, einer Frau, die nur für die Aeußerlichkeiten des Lebens, nur für den Genuß erzogen war, und der jede Pflichterfüllung fremd sein mußte! Unmöglich — Gräfin Hedwig griff wieder zu Feder und Papier — sie mußte ihm schreiben, sie mußte!

Nach einigen Augenblicken schob sie den angefangenen Brief fort und seufzte tief auf. Sie

konnte die Worte nicht finden, welche das ausdrücken sollten, was sie empfand, und fürchtete zu scharf zu sein und dadurch Alles zu verderben.

„Ich will warten bis morgen, bis ich ruhiger geworden bin," sagte sie sich. „Im Augenblicke ist diese Margitta ja auch nicht mehr in Berlin — aber im Winter kommt sie wieder und dann wird sie ihre Netze ausstellen! O Egon, Egon, wie kannst Du mir das anthun!"

Sie schritt aufgeregt einige Male im Zimmer auf und ab, sie zürnte ihrem Sohne, daß er, an dessen Erziehung sie all' ihre Kräfte gesetzt hatte, sich nun so leicht blenden und von Fremden beeinflussen ließ.

Endlich blieb sie vor seinem Bilde stehen und blickte es lange an; da schmolz nach und nach ihr Groll dahin, die Vorwürfe, welche sie ihm in Gedanken machte, verstummten und die Augen fest auf das geliebte Gesicht ihres Sohnes gerichtet, schlangen sich ihre Hände in einander. Im Gefühl ihrer eigenen Machtlosigkeit stieg ein heißes, inniges Gebet für Egon's Glück aus ihrem gepreßten Herzen zum Himmel auf.

Einige Minuten später suchte sie Eva wieder auf; aber ihre Gedanken waren so mit Egon be=

schäftigt, daß es ihr unmöglich erschien, jetzt von etwas Anderem zu sprechen. Da sie jedoch das, was sie jetzt bewegte, nicht gegen das junge Mädchen aussprechen konnte, griff sie in die Vergangenheit zurück, holte Egon's Knabenbilder hervor, erzählte kleine Geschichten von ihm, welche diese hübschen kecken Bildchen lebendig illustrirten, und las zuletzt die Briefe vor, welche seine ersten Eindrücke und Erlebnisse in Berlin schilderten.

Eva hörte in ihrer stillen Weise zu und das Bild des jungen Mannes, welcher ihr die erste Blume in ihrer neuen Heimat gereicht hatte, trat dabei in immer lebhafteren Farben vor ihre Seele. Je mehr sie seine Mutter lieben lernte, um so weniger erschien auch er ihr als ein Fremder, und da sie mit echt weiblichem Ahnungsvermögen herausfühlte, daß Gräfin Hedwig heut besorgt um ihn war, ohne doch die Ursache dieser Sorge nennen zu wollen, wurde ihr Interesse für ihn lebhafter angeregt, als jemals früher.

Am Abend holte Robert seine Schwester ab. Er war heut ungewöhnlich ernst und zerstreut, und als er mit Eva an der Eiche, welche das Heiligenbild trug, vorüberkam, da warf er einen langen, sehnsüchtigen Blick hinüber und seufzte leise. Er

wußte, daß Margitta und ihre Tochter seit drei Tagen wieder zu Hause waren, und heut, zum ersten Mal seit jenem Abend, an welchem er Nora im Wald begegnete, war der erwartete Brief ausgeblieben.

Eine alte Jungfer.

Roman von

Marie Colban.

Preis broschirt M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Die berühmte Norwegerin erzählt in der „Alten Jungfer", die eben keine alte Jungfer, sondern eine anmuthig in der Stille blühende Schönheit ist, eine rührend ergreifende und durch die Ereignisse, die das Idyll der nordischen Einsamkeit aufrühren, ungemein fesselnde und spannende Geschichte, welche durch den anziehenden Hintergrund des nordischen Lokales einen erhöhten Reiz gewinnt — denn in der Schilderung ihrer norwegischen Heimat, der Berge wie des Meeres, steht sie den größten Künstlern der Feder und des Pinsels gleich. — Die Dichterin entfaltet hier im anmuthigen Zauber des Idylls wie in der Schilderung des furchtbaren Sturms der Elemente, in der glücklichen Erfindung wie in der kunstvollen Durchführung der Fabel ein Talent, das sie in die Reihe der ersten Romanciers unserer Zeit stellt.

Nadina.

Roman von

Johannes van Dewall.

3 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden M. 13. —

Dewall hat in diesem Roman, der sich als ein wahres Juwel seinen Dichtungen anreiht, den wunderbaren Gegensatz der Liebe eines jugendlich aufkeimenden Herzens zu einer Sirene der „Gesellschaft", und eines von dieser „Gesellschaft" verhätschelten Mannes zu einer frischen, im Stillen blühenden Knospe mit der ihm eigenen reichen Erfindungsgabe, Episode um Episode dem ganzen kunstvoll geführten Wandelbilde einfügend, dargestellt, und, wie er das liebt, Land und Sitte in den Charakteren und ihrem Thun und Treiben, nicht in Schilderungen, zum Ausdruck gebracht. Die Geschichte spielt an der österreichisch-russischen Grenze und zeichnet meisterhaft die beiden Nationalitäten in den Helden der reizvollen Erzählung.

Die beiden Russinnen.

Roman von

Johannes van Dewall.

2 Bände. Preis broschirt M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

Johannes van Dewall ist ein Erzähler von einer unerschöpflichen Erzählergabe, er schreibt so liebenswürdig, munter und leicht, daß sich seine Romane lesen, als ob man Champagnerschaum schlürfte. Diesen Charakter trägt in hohem Grade der obige Roman dieses Autors. Dewall bewegt sich hier auf dem Terrain, wo er Meister ist; ein kleines norddeutsches Bad wird uns hier vorgeführt und eine Reihe der originellsten Charakterköpfe unserer Gesellschaft nehmen hier, zusammengehalten durch den Rahmen eines drollig engen Badelebens, unser Interesse in Anspruch. Zwei schöne Russinnen sind der geheimnißvolle Zauber, welcher Verwicklung und Verwirrung in die Verhältnisse bringt, bis eine Komödie der heitersten Art sich vor uns entfaltet, der allerdings auch die Schatten eines wehmüthigen Ernstes als Hintergrund nicht fehlen. Schließlich löst sich Alles in Heiterkeit, Liebesglück und munteres Gelächter auf. Die fröhliche Laune und das humoristische Behagen, mit welchem der Roman geschrieben, theilt sich dem Leser mit, so daß wir diese beiden Russinnen als eine in hohem Grade angenehme und fesselnde Lektüre empfehlen können.

Im Spiegel.

Roman von

Emile Erhard.

Preis broschirt M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Der Verfasser von „Ruth", welcher sich mit diesem Roman sofort in die erste Reihe der Erzähler stellte, hat in seiner neuen Dichtung wieder den großen Reichthum an Phantasie, die tiefe Kenntniß des modernen Gesellschaftslebens, die anmuthige Art des Erzählens, die seinen ersten Schritt in die Literatur kennzeichneten, in glänzendster Weise bewährt. Das Geheimniß, das ein Spiegel enthüllt, bildet den reizvollen und folgereichen Ausgangspunkt der verwickelten Geschichte, die namentlich die Frauen fesseln wird, wie schon die „Ruth" ihr Interesse für den Verfasser in so überraschender Weise rege machte

Sesam.

Roman

von

Robert Byr.

3 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden M. 13. —

Der Titel dieses Buches erinnert an das bekannte Märchen von Alibaba und den vierzig Räubern; es ist das Paßwort, auf das sich der Felsen öffnet und ohne welches der in der Höhle Eingeschlossene gefangen bleibt und dem Untergange geweiht ist. Auch der Held des Romans ist sinnbildlich in gleicher Lage. Der schlichte Professor, welcher Gatte einer Prinzessin geworden, siecht an den Folgen dieser ungleichen Verbindung, bis das Wort der Befreiung gefunden ist. Nicht um die äußerlichen Unzukömmlichkeiten einer solchen „Mesalliance", wie sie gerade in neuester Zeit wiederholt geschlossen wurden, handelt es sich, sondern um den tiefliegenden, fast unausrottbaren Keim der Zerstörung, den sie in sich trägt. Der Verfasser bringt das gewaltige Ringen des strebenden, nach strenger Arbeit und kräftiger Bethätigung im Leben verlangenden Geistes gegen die fast unzerreißbaren Bande zur Darstellung, mit denen ihn Liebe und Vorurtheil umschlingen und rettungslos einzuschnüren drohen. Es liegt in der plastischen Entwicklung dieses Grundgedankens, daß getreue Schilderungen hocharistokratischen und bürgerlichen Lebens einander gegenüberstehen, und Byr hat hier wieder seine ganze Meisterschaft in der Behandlung solcher sozialen Konflikte bewährt: mit kunstvoller Hand weiß er nicht nur den Kampf heraufzubeschwören, sondern auch die richtige Lösung zu finden. Auch die Episodenfiguren, an denen das Buch reich ist, scheinen weniger erfunden, als nach dem Original gezeichnet und geformt.

Die Schlossfrau von Dromnitz

Bd.: 1.

1882